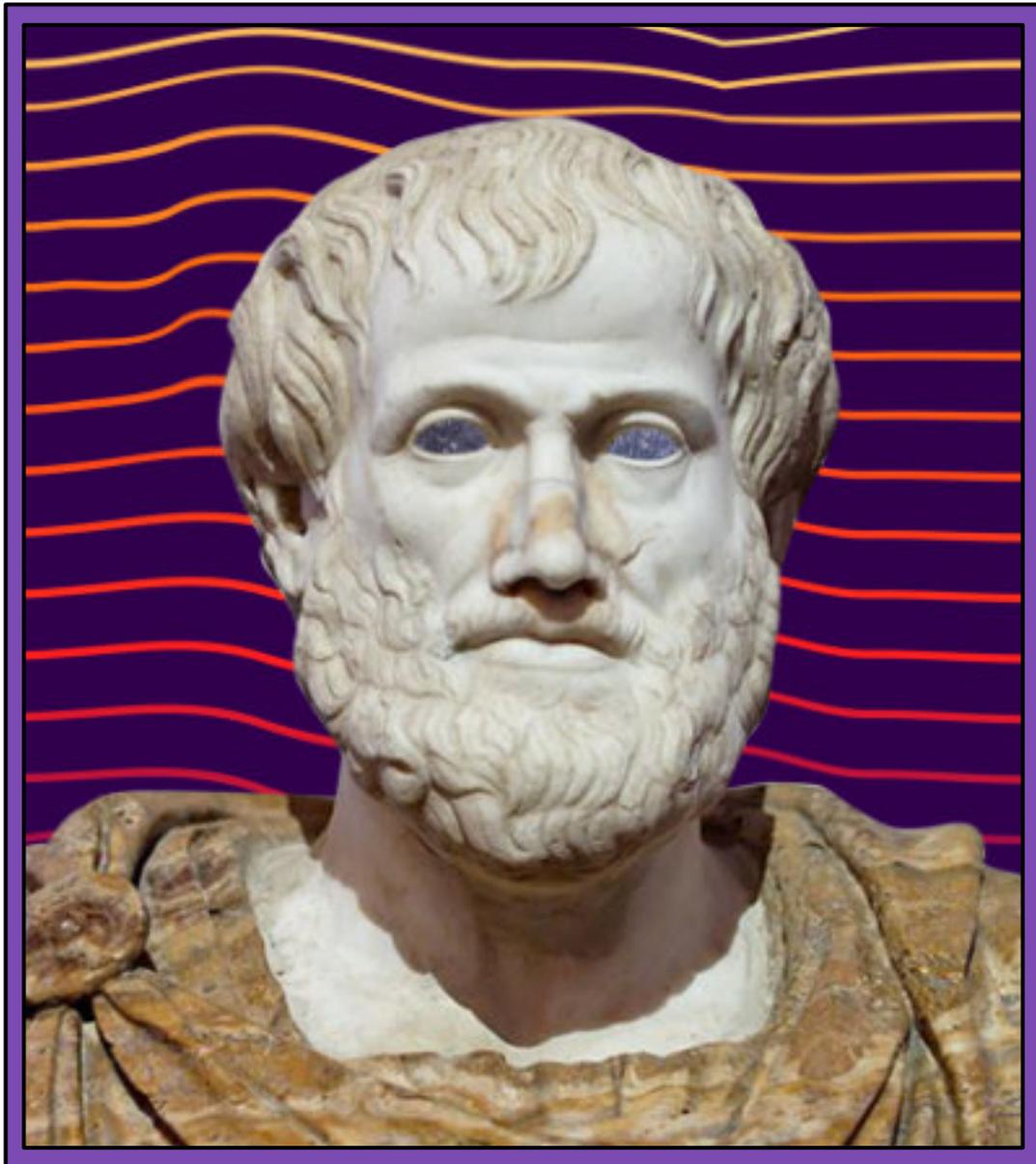


SCHLOSS GEDANKEN

Die Philosophiezeitschrift der ISH



Essays mit dem Schwerpunkt
Erkenntnistheorie

VORWORT

Liebe Hansenberger*innen und Philosoph*innen!

Es freut mich sehr, dass heute die erste Ausgabe der SchlossGedanken erscheint und ihr euch entschlossen habt, einen Blick hineinzuworfen. Diese Zeitschrift soll eine Möglichkeit bieten, die Essays, die ihr in eurer Zeit auf dem Hansenberg verfasst, zu veröffentlichen und damit auch anderen Schüler*innen und Lehrer*innen zugänglich zu machen.

Natürlich geht es hier nicht um den perfekten Text; es geht vielmehr darum, ein Forum bereitzustellen für eure Gedanken, für eure Argumente und eure Art, zum Ausdruck zu bringen, was euch wichtig und erwähnenswert ist.

Idealerweise dient euch diese Zeitschrift auch als Inspiration für euren eigenen Zugang zur Philosophie und vielleicht auch als Anstoß, euch selbst einmal an einem Essay – oder einem anderen Projekt mit philosophischem Inhalt – zu versuchen. Außerdem dient sie dem gegenseitigen, schulöffentlichen Austausch. Zu diesem Zweck und zum Abschluss eine Bitte, die selbstverständlich klingen mag und doch einer Erwähnung wert ist: philosophische Texte sollen kontrovers diskutiert werden, doch bitte tun wir dies – auch in Bezug auf diese Zeitschrift und ihre Inhalte – mit Respekt und gegenseitiger Wertschätzung; auch für die gegensätzliche Position. Auch diesbezüglich kann diese Zeitschrift vielleicht ein Beitrag sein.

Viel Spaß bei der Lektüre wünscht euch

K. Voßkühler

Lieber Hansenberg,

begeistert präsentieren wir euch die erste Ausgabe der philosophischen Zeitschrift SchlossGedanken!

Die Philosophie ist inzwischen ein fester Bestandteil des Hansenbergs geworden und ebenso sind es philosophische Essays – egal ob im Rahmen des Unterrichts oder extracurricular.

Obwohl viele dieser Essays äußerst lesenswert und substanzreich sind, waren sie bisher nur einem kleinen Kreis zugänglich und drohten anschließend in Vergessenheit zu geraten – das möchten wir ändern!

Unsere Vision für die SchlossGedanken ist, zum Denken anzuregen, zu den facettenreichen Diskussionen am Berg beizutragen und euch etwas in den Alltag mitzugeben.

Die Zeitschrift lebt von euren Gedanken – nicht nur, wenn ihr sie diskutiert, sondern natürlich auch, weil ihr die Essays selbst verfasst. Sehr gerne dürft ihr uns also für die nächste Zeitschrift einen eigenen Essay einreichen.

Sendet Essays, Feedback und Weiteres einfach an:

schlossgedanken@hansenberg.de

Alternativ könnt ihr euch auch bei Herrn Voßkühler oder Emilia Lampen melden.

Viel Spaß mit den Essays!

Eure Redaktion

INHALTSVERZEICHNIS

1. Es ist unwichtig, wer die Verantwortung für Forschung übernimmt.....	4
2. Liebe in der Konstruktivistischen Erkenntnistheorie	10
3. Können wir als Menschen mit unserer derzeitigen wissenschaftlichen Methode überhaupt einer Erkenntnis im Sinne von Wahrheit nahekommen?	14
4. Kann eine Gesellschaft ohne Wahrheit existieren?.....	18
5. Das Ende jeder Erklärung.....	22
6. Können die Neurowissenschaften philosophische Annahmen über das Bewusstsein ersetzen?.....	26
7. Tradition: wichtig, oder kann das weg?.....	31
8. Ist totalitäre Herrschaft notwendigerweise mit Terror verbunden?.....	34
9. Der lange Weg zur Wahrheit - Rationalität angesichts moderner Relativierung von Moral und Wahrheit	37
10. Die Regelung der Tirage per Gesetz.....	42
11. Brauchen wir heute noch Werte?.....	48
12. Brauchen wir heute noch Werte?.....	52
13. Brauchen wir heute noch Werte?.....	56

ESSAYBEITRÄGE

|| ES IST UNWICHTIG, WER DIE VERANTWORTUNG FÜR FORSCHUNG ÜBERNIMMT.

von Emilia Lampen

„[Der Forscher] muß wissen, daß er als Forscher sich notwendig vom Leben entfernt, und er muß andererseits daran festhalten, daß die wissenschaftliche Theorie doch nicht um ihrer selbst willen da ist, sondern nur eine umwegige Vermittlung, im Dienste des Lebens‘ darstellt, das heißt, auf den Menschen als handlungsorientierten Geschichtsträger bezogen werden kann und bezogen werden muß.“

- Walter Schulz, *Philosophie in der veränderten Welt*, Klett 72001, S. 178.

Im Folgenden werde ich zu diesem Zitat Stellung beziehen und darlegen, warum die Frage, bei wem die Verantwortung für menschliches Forschen liegt, in Anbetracht des grundlegend gewinn-optimierungsorientierten kapitalistischen Systems, dem Ethik fremd ist, eine verhältnismäßig geringe Relevanz hat. Um dies tun zu können, werde ich im Folgenden zunächst erläutern, wie ich das Zitat verstehe, und was ich meine, darin zu lesen.

Im ersten Teil des Zitats „[Der Forscher] muß wissen, daß er als Forscher sich notwendig vom Leben entfernt“, will Schulz ausdrücken, dass jemand, der forscht, sich in diesem Prozess des Forschens zunächst unausweichlich von der Sache, die er untersuchen möchte, distanziert und sie außerhalb ihres Kontextes im Leben¹ betrachtet.

Dies ist einfach zu verbildlichen: will ich etwas an mir selbst ansehen bzw. erforschen, muss ich mir beispielsweise einen Spiegel suchen, der es mir möglich macht, mich aus einer äußeren, distanzierten Perspektive zu sehen und mich so zu betrachten, wie ich etwas vollkommen Fremdes betrachten würde, weil ich meinem eigenen Körper schon rein physisch zu nahestehe. Ich muss mich mir selbst gegenüberstellen und mache mich mir insofern zum Gegenstand, statt mich als Person zu sehen. Ebenso muss ein Arzt², der an mir forscht, wenn ich mit einem Beinbruch ins Krankenhaus gehe, mein Bein als anatomisches Glied, bestehend aus Muskelgewebe, Knochen, Adern, Haut etc. betrachten, die je wiederum eine gewisse molekulare Beschaffenheit haben usw. Er muss es zum Zweck der Untersuchung analytisch zergliedern und kann es in dem

¹ oder auch „eingebettet“, das heißt ins Leben eingegliedert

² Hier als Beispiel für einen typischen Naturwissenschaftler zu verstehen.

Moment nicht als Teil von Emilia Lampen, der Schülerin, die Philosophieessays schreibt und was auch immer mich noch ausmachen mag, betrachten.³

Der nächste Teil des Zitats lautet: „*und er muß andererseits daran festhalten, daß die wissenschaftliche Theorie doch nicht um ihrer selbst willen da ist*“.

Damit erklärt Schulz die Wissenschaft klar zu einem reinen Mittel, das immerzu einem bestimmten Zweck dient. Jegliche Forschung muss also klar ein Ziel verfolgen und es darf nicht geforscht werden, nur um zu forschen – so, wie man essen kann, um den Hunger zu stillen oder einfach, um des Essens willen, weil es einem schmeckt.

Dabei wird mir nicht vollkommen klar, ob Schulz versucht, eine Aussage über das Wesen der Forschung zu tätigen – dass es also in der Natur der Forschung läge, dass sie immerzu zu einem Zweck vollzogen wird, oder ob er hier eine Forderung bzw. Mahnung an Wissenschaftler ausspricht, die ohne konkretes Ziel forschen und sich ihrer Pflicht nicht bewusst sind. Die Formulierung „**doch** nicht **nur** um ihrer selbst Willen“ , legt aber die Vermutung nahe, dass Schulz hier tatsächlich solche Forscher, die sich verhalten, als sei Forschung selbstgenügsam⁴ und ziellose, willkürliche Forschung betreiben, ohne jegliche Idee davon zu haben, welchem Zweck eine Erkenntnis dienen, oder welche Konsequenzen ihre Resultate haben könnte, ermahnt.

So oder so ist dies aber an dem Krankenhaus-Beispiel erkennbar: der Arzt untersucht mein Bein zu einem klaren Zweck:

um mir mit meinen Beschwerden zu helfen und macht damit die Forschung zu einem Mittel. Auch die Wissenschaftler, welche zuvor die Forschung betrieben haben, die dieser zugrunde liegt, haben klar einem bestimmten Problem entgegenwirken wollen – oder etwa nicht?

Mir erscheint die Annahme, sie hätten alle mit einem klaren Ziel geforscht, nicht vollkommen plausibel – immerhin wurden schon zahlreiche Entdeckungen in der Weltgeschichte rein zufällig gemacht, als gerade nur aus Neugierde oder zu einem ganz anderen Ursprungszweck geforscht wurde. Ein gutes Beispiel ist der noch heute überaus wichtige Wirkstoff Penicillin, der gegen vielerlei Entzündungen eingesetzt werden kann. Dieser wurde zufällig im Zuge der Forschung an Staphylokokken entdeckt, als ein Forscher über seine Sommerferien eine Nährbodenplatte mit ebendiesen vergaß.

Zurück aber zum Zitat. Dieses geht weiter mit den Worten: „sondern nur eine umwegige Vermittlung, im Dienste des Lebens“ darstellt“

Schulz fordert hier also, über die vorige Forderung, dass die Wissenschaft nicht nur Mittel zu irgendeinem Zweck seien solle, hinaus, dass sie sich explizit einem bestimmten Zweck widmen solle. Er behauptet sogar, dass sie ihm verschrieben sei: der Erhaltung und Entwicklung des Lebens.

Mit dem Begriff einer „umwegigen Vermittlung“ bezeichnet er jene Schleife, die der Forscher vollzieht: er distanziert sich zuerst von dem zu untersuchenden Gegenstand, zieht Schlussfolgerungen über

³ Jedoch frage ich mich in diesem Kontext, ob das beschriebene Reduzieren auf eine Perspektive wirklich eine reine Problematik der Forschung ist – immerhin habe ich mich gerade auch über einige wenige Fakten charakterisiert, die Ihnen als Leser bekannt sind. Für Sie bin ich (aktuell) also auch nur ein Name auf einem Blatt. Da Schulz das aber zunächst nicht weiter problematisiert, sondern erst einmal nur feststellt, scheint mir diese Überlegung nicht im Widerspruch zu der Aussage des Zitats zu stehen.

⁴ Könne also nur um des Forschens selbst willen vorgenommen werden – siehe Erklärung über das Essen um des Essens Willen

ihn und kehrt anschließend wieder zum Ausgangszustand zurück, überwindet also die gewonnene Distanz wieder und hat damit einen Umweg gemacht, mit dem (im besten Fall) Erkenntnis gewonnen wurde, die nun vermittelt wird. Genau dieses Produkt der Forschung muss sich nun eben dem menschlichen Leben „in den Dienst stellen“, sprich: es muss dem Erhalt und der Entwicklung menschlichen Lebens (und der lebendigen Natur innerhalb dieser es stattfindet) dienen und soll demgegenüber definitiv nicht hinderlich sein.

Im letzten Teil des Zitates schlussfolgert er dann aus seinen Forderungen an die Forschung: „das heißt, auf den Menschen als handlungsorientierten Geschichtsträger bezogen werden kann und bezogen werden muß.“

Schulz charakterisiert den Menschen hier als ein Wesen, das durch sein (bewusstes) Handeln die Geschichte bestimmt und gestaltet bzw. definiert ihn sogar durch den Begriff „Geschichtsträger“ als den zentralen Akteur, ohne den es keine Geschichte gibt – seiner Meinung nach schafft er Geschichte eigens durch seine Handlungen. Das bedeutet auch, dass das Produkt der forschenden Tätigkeit erst dort entsteht, wo es eben von eben solchen geschichtstragenden Individuen zur Anwendung gebracht wird. Er betont damit die Dringlich- und Unausweichlichkeit dessen, dass Forschung großen Einfluss auf die Weltgeschichte hat (die ja durch den Menschen entsteht) und fordert, dass dies auch wahrgenommen werden und aktiv im Bewusstsein gehalten werden muss. Das bedeutet auch, dass man das Resultat einer Forschung nicht durch das Argument legitimieren kann, dass bei seiner Entstehung nicht klar war, welche Folgen es potenziell haben könnte oder würde.

Forscht ein Wissenschaftler im Auftrag des

Militärs an einer Chemikalie, die waffenfähig gemacht werden kann, könnte er sich demnach also nicht damit rechtfertigen, dass er selbst nur geforscht und nicht darüber nachgedacht habe, dass damit Massenvernichtung betrieben werden könnte.

Zusammenfassend fordert Schulz in diesem Zitat also, dass Forschende sich immerzu sowohl darüber bewusst sein sollten, dass sie sich im Prozess des Forschens unausweichlich vom Leben entfernen und das Objekt aus seinem Kontext reißen, sie aber zugleich dazu verpflichtet seien, zu einem Zweck außerhalb der Forschung und nicht nur um des Forschens Willen zu forschen und darum auch anschließend den Rückbezug zum Leben ausführen müssten. Außerdem ginge mit diesem Rückbezug einher, dass alles, was sie erforschen, auch Konsequenzen habe und Einfluss auf den Menschen und damit auf den geschichtlichen Verlauf (der auch nur aufgrund des Menschen existiert) nehmen werde. Für mich erweist sich dieses Zitat an mehreren Stellen als problematisch, wie vielleicht bereits im Vorangegangenen klar geworden ist.

Im Folgenden will ich nun ausgehend von meinem Verständnis und meinen Gedanken bezüglich des Zitates die Frage beantworten, ob ich ihm zustimme, sprich: ob der Forscher tatsächlich volle Verantwortung für seine Forschungsergebnisse sowie deren mögliche Konsequenzen hat.

Zunächst stimme ich der Grundlage des Zitates zu: Der Forscher muss sich definitiv von etwas distanzieren, um es untersuchen zu können und zergliedert es in diesem Moment auf eine Weise, in der der untersuchte Gegenstand aus seinem eingebetteten Zustand in der Welt gerissen wird.⁵ Darüber hinaus stimme ich zu, dass dies insofern kritisch zu betrachten ist, als dass der moderne Mensch zu vielem fähig

⁵ siehe: Beispiel zum Beinbruch, S. 4

ist: er verfügt inzwischen über Waffen, die das komplette Leben auf dem Planeten auslöschen könnten. Noch dazu hat er in der Vergangenheit von eben solchen Massenvernichtungswaffen Gebrauch gemacht und immense Zerstörung angerichtet, weil die daran forschenden aus ihrer entfernten Position zum Leben **nicht** wieder ausgetreten sind.

Man könnte also durchaus argumentieren, dass jeder der Wissenschaftler, die an der Atombombe geforscht haben, eine Verantwortung dafür trägt und eigentlich die Pflicht gehabt hätte, aus seiner analytischen, wissenschaftlichen Betrachtung herauszutreten und seine Forschung wieder auf der Leben rückzubeziehen – das heißt: darüber nachzudenken, welche Auswirkung das Entwickeln und Fertigstellen dieser Waffe haben würde und entsprechend (im besten Fall) das Forschen nach der Realisation zu unterbinden, das dies den Tod für Millionen von Menschen bedeuten wird. Das wäre auch ein Ansatz, den der Philosoph Hans Jonas in seiner Technikethik vertreten würde.

Natürlich wird hier aber jeder Wissenschaftler antworten, dass dem Forschenden in diesem Kontext zu viel Verantwortung übertragen wird. Schließlich kann man zum einen oft nicht wissen, welche Erkenntnisse bei einer Forschung gewonnen oder Entdeckungen gemacht werden⁶, zum anderen ist nicht immer absehbar, welche Bedeutung eine Entdeckung später haben könnte: Der erste Wissenschaftler, der an der Kernspaltung geforscht hat, konnte sich vermutlich nicht einmal vorstellen, dass dies später für Waffen missbraucht werden könnte.

Nun kann man also zwei Wege gehen: Man kann Schulz vollständig zustimmen und schlussfolgern, dass zumindest ein beachtlicher Teil der Verantwortung für die Folgen seiner Forschungsergebnisse beim

Wissenschaftler selbst liegen. Alternativ kann man argumentieren, dass der Forschende nur forscht und das es vollkommen außerhalb seiner Verantwortung liegt, was andere Individuen später mit seinen Ergebnissen anstellen.

Gehen wir von Ersterem aus, stellt sich mir sofort die Frage, welche Konsequenz das rein gesellschaftspraktisch nach sich ziehen würde. Geht man, wie Jonas es auch tut, davon aus, dass der Mensch durch moderne Forschung inzwischen ein zu hohes Maß an Kontrolle über die Natur erlangt hat und zu starken Einfluss auf das Leben nehmen kann, müsste man schlussfolgernd jegliche Forschung verbieten, dessen Ergebnisse im schlimmsten Fall auf irgendeine Weise Schaden anrichten könnten. Im Prinzip müsste man also alle Forschung verbieten, da in keinem Forschungszweig ein Schaden von vornherein ausgeschlossen werden kann.

In diesem Versuch wird man aber schnell auf zwei Probleme stoßen. Problem Nummer eins: die Neugierde würde mit hoher Wahrscheinlichkeit umso stärker geweckt, wenn der Versuch vorgenommen würde, sie durch Mittel wie Gesetze zu unterbinden. Denn sie folgt keiner rationalen Intention, sondern treibt Menschen einfach so dazu an, um des Forschens selbst Willen zu forschen – weil sie neugierig sind, was sie erfahren könnten. Viele Forscher würden also sicherlich im Geheimen weiterforschen. Dass das so passiert, kann ich aber unmöglich mit Sicherheit sagen. Vielleicht ist Neugier auch nur etwas, das geweckt wird, weil Forschung in unserem jetzigen Lebensstil so präsent ist und zur Gesellschaftspraxis gehört. Aber selbst, wenn man davon ausgeht, dass die Neugierde keine biologische Konstante ist, sondern irgendwann schwinden würde, gibt es noch einen deutlich größeren Faktor, der Forschung förmlich fordert: Das kapitalistische System. Das kapitalistische

⁶ siehe: Beispiel zum Penicillin, S. 5

System stellt Problem Nummer zwei für das Forschungsverbot dar, denn dieses ist grundlegend auf ständige Weiterentwicklung, Wachstum und Optimierung ausgelegt. Es liegt in der Logik des Kapitals selbst, dass es sich nicht mit ethischen Fragen beschäftigen kann, weil diese dem Fortschritt nicht nur nicht dienen, sondern ihn darüber hinaus oft ausbremsen.

Einzelne Bürger oder sogar Staaten der kapitalistischen Gesellschaft, die sich wehren und weigern, unethische Forschung zu betreiben, werden sofort ersetzt durch andere, die eben dazu bereit sind.

Es wird also klar, dass die praktischen Umstände ein spontanes Verbot der Forschung (meiner Einschätzung nach) nicht zulassen. Die Stellen, an denen Forschung konkret rein rechtlich eingeschränkt ist, sind die, an welchen wir als ganze Gesellschaft einen Konsens gefunden haben. Selbst diese findet aber oft stattdessen in anderen, weniger restriktiven Ländern oder eben im Heimlichen statt. Was bleibt also, wenn man das Forschen rein praktisch nicht verbieten kann? Letztlich entweder, es zu unterlassen und die Konsequenzen hinzunehmen, das komplette System abzulehnen und zu revolutionieren oder – was etwas einfacher umzusetzen ist – an Forscher zu appellieren. Das heißt, einen Appell zu formulieren, dass sie ihre Forschung auf das Leben rückbeziehen und sich den Konsequenzen ihres Handelns bewusst sein sollten. Genau hier ordne ich auch das Zitat ein, was in diesem Essay behandelt wird: ich halte es für einen Versuch, durch das Appellieren an das Gewissen der Forscher einen Wandel herbeizuführen: zu bewirken, dass (mehr) Forscher darüber nachdenken, was sie mit ihrer Entdeckung potenziell auslösen könnte und sich hoffentlich daraufhin einschränken.

Die Alternative wäre, den Forscher vollkommen zu entlasten und die ganze Verantwortung bei der Gesellschaft zu sehen, die die freie Entscheidung hat, ob und inwiefern sie sich Forschungsergebnisse zunutze macht.

Interessanterweise ergibt sich aber auch hier ein ähnliches Problem: ich könnte jetzt Hypothesen darüber aufstellen, ob es denn realistisch wäre, eine Entdeckung zu machen und diese dann wirklich im Nachhinein wieder durch Verbote oder beliebige andere Mittel aus der Welt zu schaffen: Es gibt in der Realität nur sehr wenig Beispiele für Erfindungen, die gemacht wurden, und dann nie Anwendung gefunden haben. Höchstens werden sie nach ihrer Verbreitung wieder verboten. Jedoch ist definitiv, dass sich das kapitalistische System in seiner Beschaffenheit solche Fragen nicht stellt, weil es grundlegend auf das Maximieren von Gewinnen, auf ständige Optimierung und Weiterentwicklung – egal zu welchem Preis – ausgelegt ist. Die einzige Ebene, auf der ein Forschungsergebnis durch den Kapitalismus geprüft werden kann, ist sein wirtschaftliches Wertschöpfungspotential bzw. anders formuliert die Frage: *Wie viel Geld kann ich damit machen?*

Das grenzt die Freiheit der Forschung enorm ein und ordnet sie wirtschaftlichen Zwängen unter. Dies ist jedoch ein Problem für sich, auf das ich hier nur kurz hinweisen möchte. Auch hier können wir als Gesellschaft mit Werten intervenieren und in unserem eigenen System, das zu einem erheblichen Anteil durch kapitalistische Prinzipien und Ideen geprägt ist, eine ethische Dimension einführen (indem wir, wie beschrieben, aktiv manche Forschung trotz des Wertschöpfungspotentials ihrer Resultate verbieten oder z.B. bewusst erneuerbare Energien einsetzen, obwohl Kohlekraft billiger wäre). Diese Dimension ist dann aber im Prinzip ein Zusatz zum kapitalistischen System – denn sie ist mit großer Sicherheit nicht in ihm enthalten.

Zusammenfassend lässt sich sagen: bei näherer Betrachtung des Zitats rückt für mich die Frage, ob die Verantwortung für Forschung und ihre Ergebnisse (sowie Konsequenzen) bei dem, der Forscht oder bei denen, die davon anschließend Gebrauch machen liegt, immer weiter in den Hintergrund.

Denn das zugrundeliegende Problem, dass der Mensch ein gefährliches Maß an Macht über die Natur und das Leben besitzt sodass eine Verantwortung getragen werden muss, ist letztendlich ganz maßgeblich vom kapitalistischen System geprägt: Dieses kurbelt die Forschung so lange an und macht so lange und skrupellos von ihr Gebrauch, wie es für das System und seine Optimierung nützlich ist – da Optimierung im Kapitalismus ein endloser Begriff ist (etwas kann immer weiter optimiert werden), wird Forschung also immer weiter angetrieben.

Es ist im Kapitalismus ein verbreitetes Motiv, die Verantwortung den Individuen zuzuspielen, um sie beschäftigt zu halten, während sie den Elefanten im Raum nicht beachten – nämlich die Systemfrage. Kapitalismus macht sich unsichtbar und tut alternativlos, und profitiert davon, wenn die Verantwortung auf Akteure im System verlagert wird, statt das System als solches verantwortlich zu machen oder sich in seinen Grundzügen anzupassen. Ein Appell an die allgemeine Staatsbürgerschaft ist also vielleicht sinnvoll, geht aber an der

Dimension des Problems vorbei.

Was bedeutet das für uns? Was müssen wir als Gesellschaft daraus folgern?

Zunächst zeigt diese Beobachtung eigentlich nichts neues über den Kapitalismus auf. Jedoch betont sie, dass wir uns entweder vollkommen einem anderen System zuwenden, oder explizit darum kümmern und bemühen müssen, die ethische Ebene in unser von Kapitalismus geprägtes System einzubringen. Egal ob wir dies als Forscher, Bürger oder als forschende Bürger tun und egal, ob wir dazu reine Appelle an das Gewissen oder explizite Gesetze verwenden – wir müssen uns bewusst sein, dass der Kapitalismus keine Ethik kennt und dass wir uns nicht nur noch, sondern ganz besonders heute Werte brauchen – ethische Werte und Prinzipien, die wir gegen die Gier des Kapitalismus schützen und um jeden Preis bewahren.

Literatur

Diverse Autoren, Die Geschichte des Penicillins. In: Geschichte Österreich. URL: <https://www.geschichte-oesterreich.com/entdeckungen/penicillins.html> (Zuletzt aufgerufen: 3.12.2021)

Jonas, Hans: Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation. Insel Verlag, Frankfurt am Main 1979

|| LIEBE IN DER KONSTRUKTIVISTISCHEN ERKENNTNISTHEORIE

anonym

Radikaler Konstruktivismus nach Glasersfeld

Der radikale Konstruktivismus besagt, dass jedes Individuum die Welt durch subjektive Konstrukte wahrnimmt und durch Sprache oder sonstige Interaktionen ausdrückt. Es gebe demnach keine objektive Wirklichkeit, bzw. könne sie nicht wahrgenommen werden. Die Konstruktionen, die ein Individuum von der „Wirklichkeit“ hat, sind immer eng an die Erfahrungen gebunden, die es gemacht hat. Sowohl im Sinne der Erfahrungen, die man durch Sinneseindrücke macht, als auch im Sinne der Sozialisierung, die man in einer Gesellschaft erfährt. Beides beeinflusst die Art und Weise, wie die Konstrukte der Welt entstehen. Man *erschafft* sich aber keine eigene Wirklichkeit mit den Konstrukten, sondern *erfährt* die Welt durch jene, wie durch eine subjektive Brille. Nach Glasersfeld ist das was wir allgemein als „Wissen“ oder „Erkenntnis“ annehmen und als gesichert verstehen, nichts anderes als eine Übereinkunft von vielen Konstruierenden. So kann eine Person sehr ähnliche Erfahrungen machen, wie eine andere Person und daraus sehr ähnliche Schlüsse ziehen und diese kommunizieren, allerdings gibt es keine Möglichkeit die Übereinstimmung in letzter Konsequenz zu überprüfen, um zu verstehen, ob sie identisch sind. Eine vom Subjekt unabhängige Realität wäre also nicht auszuschließen, allerdings ist sie dann komplett bedeutungslos für die Menschen, denn jeder Mensch nimmt sie anders wahr. Hierbei wird ein eher nüchternes Bild des Menschen deutlich. Er ist kein zu höherem bestimmtes Wesen, das mittels Vernunft und Ratio seinen Platz in der Welt ergründen und hinter die Dinge blicken muss; er muss lediglich aufpassen nicht mit den Schranken

der Wirklichkeit zusammenzustoßen. So konstruiert er sich die Wirklichkeit am besten so, dass er z.B. nicht annimmt durch Wände laufen zu können, denn dies erspart ihm den Schmerz gegen eine Wand zu laufen. Es handelt sich also um ein Werkzeug der Evolution, das dem Menschen dabei hilft zu überleben. Auch ist es nicht unbedingt relevant, dass sich alle Menschen das gleiche Konstrukt machen. Der Begriff „viabel“ soll hierbei ausdrücken, dass ein Individuum mit diesem Konstrukt nicht mit den Grenzen der Wirklichkeit anstößt. Ob das Individuum sich die Wand aber als ein Hologramm konstruiert, das durch eine unsichtbare Macht vor dem Durchlaufen werden bewahrt wird, oder ob es die Beschaffenheit der Wand als so dicht annimmt, dass man eben nicht hindurchlaufen kann, ist egal. Beide Erklärungen, beide Konstrukte führen dazu, dass das Individuum nicht gegen die Wand läuft und beide sind somit, jedenfalls auf diesen Gesichtspunkt bezogen, viabel.

Entstehung eines gesellschaftlichen Konsenses

Wie kann hier aber der Zusammenhang zum Begriff der Liebe hergestellt werden? Der Mensch hat die Fähigkeit zur Abstraktion. Er kann aus Einzelerfahrungen allgemeine Ideen erzeugen, um dann darüber kommunizieren zu können. So hat er bspw. eine Paprika (um nicht den üblichen Apfel als Beispiel zu verwenden) als rot kennengelernt, wird aber im Laufe seines Lebens auch auf Paprika in grüner oder gelber Farbe stoßen bzw. von anderen davon erfahren. So bildet sich im gesellschaftlichen Diskurs ein allgemeines, abstraktes Bild einer Paprika und man kann auch eine Paprika als solche identifizieren, wenn man genau jene noch nicht gesehen hat.

Ähnlich kann es auch mit der Liebe gemacht werden. Jeder Mensch hat eine andere Erfahrung mit unterschiedlichen Personen gemacht und auch beim Wechsel eines Partners hat man nicht die gleichen Gefühle und Emotionen wie mit dem davor. Man assoziiert unterschiedliche Dinge, Erlebnisse, etc. mit unterschiedlichen Menschen und so ergibt sich eine andere Relation. Trotzdem kann man mit Menschen, die man noch nie zuvor getroffen hat, über Liebe sprechen. Es gibt also ein abstraktes, gesellschaftlich anerkanntes Bild, auch wenn jeder seine eigenen Erfahrungen gemacht hat und machen wird. Man abstrahiert von seiner Einzelerfahrung und macht sie zu einem allgemeinen Bild, einer Sichtweise auf die Liebe. Genau wie über Wissen und Erkenntnis herrscht also auch über ganz normale Alltagsbegriffe wie den der Liebe in der Gesellschaft Konsens, obwohl sie auf Einzelerfahrungen begründet sind und sich eigentlich nicht ergründen lässt, ob man damit auch wirklich dasselbe meint oder dieselben Erfahrungen gemacht hat.

Gefühle und Emotionen im Konstruktivismus

Das Konstruktivistische der Abstraktion der Liebe verbirgt sich in der Art und Weise, Emotionen und Gefühle zu definieren. Ein Gefühl beschreibt gemeinhin etwas, das durch äußere Einflüsse ausgelöst wird und was man fühlt: z.B. Hunger und Schmerz, aber auch Psychisches wie Angst oder Geborgenheit. Emotionen, auf der anderen Seite, sind das mentale Produkt aus einem Gefühl oder mentalen Vorgängen wie Erwartungen, Meinungen oder Vorstellungen. Sie unterliegen also eher einer gewissen Relativität, da wie wir fühlen, immer unterschiedlich ausgelöst und aufgenommen wird und mitunter auch getäuscht werden kann. Nun werden aber in der Gesellschaft Gefühle gemeinhin als etwas aufgenommen, dem der Mensch schutzlos ausgeliefert ist. Man könne ja nichts dafür, wie man sich fühle, es überkomme einen einfach so. Emotionen seien somit das animalische Überbleibsel, das im Kontrast zur Vernunft und Ratio steht,

die dem Menschen in seiner Evolution zuteilwurden. Man kann sich ihrer nicht erwehren, oder?

Aus Sicht des Konstruktivismus ist jedes Gefühl, und somit auch jede Emotion, die daraus entsteht, ein Konstrukt bzw. die Reaktion darauf. Wenn das allgemeine Bild ist, dass man sich seiner Emotionen nicht erwehren kann, dann müsste der radikale Konstruktivismus darauf antworten, dass die Emotionen eigentlich kein allzu großes Mysterium sind, sondern einfach auf gesellschaftlichen Werten basieren, die auch nur konstruiert sind. Sie lassen sich also rational nachvollziehen und ergründen, haben einen Ursprung, der immer abhängig von den Umständen ist und mit welchen Werten man diese Umstände assoziiert. Gefühle und somit auch Emotionen sind also nur Produkte unserer Sozialisation (und unserer Werte, die wir darin haben), welche wiederum auf die Konstrukte zurückgeführt werden können, mit denen wir unsere Welt erkennen und beschreiben. Im Grunde kann die Liebe zwischen zwei Menschen als Emotion oder Zusammenspiel von vielen Emotionen beschrieben werden. Hinein spielen auch beschrieben werden. Man ist im Verliebtsein also – wider Erwarten – keiner mysteriösen Gegebenheit ausgeliefert, sondern einer rational nachvollziehbaren Reaktion auf unsere Konstrukte. Dies setzt natürlich voraus, dass das Individuum sich selbst untersucht und sein eigenes „Wesen“ bzw. die Konstrukte, aus denen sich das „Wesen“ aufbaut, ergründet hat. Man kann potentiell erkennen, auf welche Werte die Liebe, die man für eine Person empfindet, zurückzuführen ist und sie bis zu einem gewissen Grad beeinflussen – bspw. durch einen Perspektivenwechsel – oder zumindest nachvollziehen.

Verschiedene Liebesdefinitionen

Nun gibt es trotzdem verschiedene Wege, Liebe zwischen zwei Menschen zu definieren (von Selbstliebe und Liebe zu Objekten oder Tieren ist hier einmal abzusehen) und es stellt sich heraus, dass es so etwas wie ein wahrhaft einheitliches Bild, einen

gesellschaftlichen Konsens, bei der Liebe nicht unbedingt gibt. Neben vielen anderen gültigen Definitionen erachte ich drei für besonders erwähnenswert: Die biologisch-evolutionäre, die auf den Verhaltensforscher Karl Grammer zurückgeht, die romantisch-künstlerische und die popkulturell-moderne Sichtweise. Als eine Form der Liebe, wenn auch von außen betrachtet nicht sonderlich romantisch, sollte wohl die biologisch-evolutionäre Form, also die Partnerselektion im Sinne der optimalen Erzeugung von Nachkommen zur Reproduktion und Erhaltung der Art angenommen werden. Hierbei ist Liebe ein rudimentärer Trieb des Menschen und reinen evolutionären Prinzipien ausgesetzt. Hat man einen biologisch guten Partner gefunden, entwickelt man Gefühle und versucht emotionale Bindungen aufzubauen, um die Beziehung und somit den potentiellen oder schon reellen Nachwuchs abzusichern. All diese Prozesse in einer Beziehung verlaufen allerdings unbewusst. Den Menschen ist nicht klar, dass er biologischen Prinzipien unterliegt, er sucht lediglich den optimalen oder einen guten Partner und unterliegt seinen Trieben.

Liebe lässt sich auch als zu erlernende Fähigkeit, als eine Art Kunst ansehen, die, zur Perfektion gebracht, viel Zeit, Geduld und auch Übung erfordert. Ich sehe in einer solchen Ansicht klare romantische Züge, die durch Tugenden wie Demut oder Disziplin deutlich werden. Liebe hat hierbei wenig mit Glück, aber auch nicht mit biologisch-evolutionären Prinzipien zu tun. Es ist harte Arbeit wahrhaft liebend in die Welt zu treten und anderen Menschen wirklich auf Augenhöhe zu begegnen. Diese Denkweise hat außerdem klare christliche Züge. Es geht nicht mehr nur um zwei Menschen, die in einer romantischen Beziehung stecken, sondern vielmehr um die Art und Weise, wie man andere Menschen behandelt und sie wahrnimmt. Lieben bedeutet hier innerhalb einer Beziehung: Ablehnung eines Investitionsdenkens, keine Projektion des Marktes auf eine zwischenmenschliche Beziehung, keine Auswahl nach Gütekriterien; der Mensch als Mensch und

ohne Affektions- oder Marktpreis. Wenn eine solche Sichtweise nur wenigen disziplinierten Menschen zuteil wird, handelt es sich um ein höchst idealistisches Bild, an dem viele wahrscheinlich scheitern werden.

Letztlich wird in der heutigen Zeit ein popkulturell-modernes Bild der Liebe, mit Einflüssen aus Film und Fernsehen, Videospiele und Serien deutlich. Oft wird ein überhöhtes Ideal der Liebe, eine Utopie dargestellt. Die „eine wahre Liebe“ wird durch moderne Medien vermittelt und ist für viele Menschen schon zu einer Art Ersatzreligion geworden, in der sie sich ein Heilversprechen machen, wenn doch nur die eine richtige Person gefunden wird. In einer digitalisierten und rationalisierten Welt, die im Beruf und in der Schulbildung wenig für die Romantik übrig hat, wird sich von der Liebe ein Paradies versprochen, das es zu finden gilt. In einer säkularisierten Welt, in der alles durch Zahlen ausgedrückt werden kann, in der der Mensch sich und seine Welt durch Wissenschaft und Technik immer besser kennen lernt und das Mystische aus dem Universum vertreibt, in der man sich seiner Unwichtigkeit und Nichtigkeit immer wieder bewusst wird, ist die Liebe die einzige Chance sich wirklich zu spüren, eine echte Erfahrung zu machen, Sinn zu stiften. Die meisten Beziehungen scheitern an einem so überhöhten und tiefgreifenden Ideal, weil die Liebe, die man gibt oder erfährt, zwangsweise nicht das erfüllen kann, was von ihr erwartet wird.

Zusammenführung

Zusammenfassend haben wir folgende Teilbereiche analysiert, die es nun zusammenzuführen gilt: Im Konstruktivismus wird die Welt durch subjektive Konstrukte wahrgenommen und weitergegeben. Durch die Fähigkeit des Menschen zur Abstraktion und weil viele Menschen sehr ähnliche Erfahrungen gemacht haben, von denen man aber nicht überprüfen kann, ob sie in letzter Konsequenz identisch sind, auch wenn sie für sich genommen viabel sind, ergeben sich allgemeine Bilder, die in der Gesellschaft

benutzt werden, um über Einzelerfahrungen hinaus, allgemein kommunizieren zu können. Genau wie jede Emotion ist Liebe auch nur ein Konstrukt bzw. die Reaktion darauf, wie unsere Konstrukte in Relation zueinander funktionieren und welche Werte in unserer Sozialisation vermittelt werden, und kann somit, zumindest theoretisch, rational analysiert und auf ihre Grundbausteine zurückgeführt werden. Es gibt viele verschiedene Arten von Liebe zu definieren, die sich teilweise erheblich in ihren Schwerpunkten oder Sichtweisen unterscheiden.

Nun kommt es in der Abstraktion der Liebe zu einem allgemeinen Bild, einer Idee, zur „konstruktivistischen Überladung“ dieses Begriffs. Die Liebe ist historisch bedingt zu vielen Einflüssen ausgesetzt, sodass zwar viele von der Liebe als solche reden können, aber mitunter so drastisch unterschiedliche Dinge damit meinen, dass sie eigentlich in verschiedene Begriffe unterteilt werden müssten. Dem popkulturellen Begriff der Liebe kann der Mensch nicht mehr gerecht

werden und dennoch flüchtet er sich oftmals in ein idealistisches Bild und strebt dieses als höchstes Gut an, hält es zwanghaft fest. Die Suche nach der perfekten Liebe wird schon teilweise zum unerfüllten Lebensinhalt. Es soll hier allerdings nicht darum gehen eine Definition festzuhalten und als richtig zu postulieren, es sollte in Zukunft aber wohl darauf geachtet werden, dem Begriff der Liebe differenzierter gegenüberzutreten. Man sollte sich der Einflüsse bewusst werden, denen die Liebe ausgesetzt war und ist und für sich selbst definieren, welcher Idee man nachstreben möchte. Nach dem Konstruktivismus handelt es sich noch immer um eine Reaktion auf unsere Konstrukte und wie sie miteinander wirken und dieser Reaktion kann man durch Perspektivenwechsel mitunter eine neue Bedeutung zuweisen, um einer unausweichlichen Enttäuschung zu entkommen.

Literatur

Von Glasersfeld, Ernst (Suhrkamp) (1997), Radikaler Konstruktivismus: Ideen, Ergebnisse, Probleme

Karl Grammer (dtv) (1915), Signale der Liebe: Die biologischen Gesetze der Partnerschaft

Rösinger, Christiane (2014), Über den Zwang der Liebe, 22. April, <https://www.theeuropean.de/christiane-roesinger/8205-ueber-den-zwang-der-liebe> (letzter Zugriff: 20.06.2021)

Wikipedia (2021) radikaler Konstruktivismus, 15. Juni, https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Radikaler_Konstruktivismus&oldid=212984643 (letzter Zugriff: 17.06.2021)

KÖNNEN WIR ALS MENSCHEN MIT UNSERER DERZEITIGEN WISSENSCHAFTLICHEN METHODE ÜBERHAUPT EINER ERKENNTNIS IM SINNE VON WAHRHEIT NAHEKOMMEN?

von *Nikolas Rohrmann*

Wenn wir heute an große wissenschaftliche Entdeckungen und Fortschritte denken, dann kommen einem schnell Begriffe wie die Relativitätstheorie oder das kopernikanische Weltbild in den Sinn. Oft werden diese als sicher und gültig angesehen. Doch gleichzeitig erfolgen überall auf der Welt Angriffe auf eine gemeinsame Faktenlage. Es mag für einige von uns sicher sein, dass Bill Gates nicht für das Coronavirus verantwortlich ist oder dass die letzte Präsidentschaftswahl in Amerika ordnungsgemäß abgelaufen ist. Trotzdem wird unsere Gesellschaft zunehmend von Meinungen über Fakten gespalten. Ist es deshalb an der Zeit der Wissenschaft das „Faktenmonopol“ zu entziehen und Meinungen bzw. alternative Fakten gleichzustellen? Ist der Grund für diese Differenzen der Mensch selbst, der die „Wahrheit“ gar nicht erkennen kann beziehungsweise der sich ihr unweigerlich entzieht? Können wir als Menschen mit unseren derzeitigen wissenschaftlichen Methoden überhaupt einer Erkenntnis im Sinne von Wahrheit nahekommen?

Der amerikanische Physiker Thomas S. Kuhn (1922-1996) ist vor allem für seine Wissenschaftskritik und für seine polarisierenden Antworten auf die eben gestellten Fragen bekannt. Für ihn ist die normale Wissenschaft Forschung, die auf einer oder mehreren wissenschaftlichen Leistungen der Vergangenheit aufbaut. Eine solche wissenschaftliche Leistung der Vergangenheit wäre laut Kuhn das geozentrische Weltbild. Nun könnte man erwarten, dass ein Physiker wie Kuhn Forschung mit dem Ergebnis, dass die Erde

den Mittelpunkt des Universums nennt, keinesfalls als Wissenschaft bezeichnen würde. Doch genau das tut er. Von dieser Grundthese ausgehend wurden fortan immer kompliziertere Umlaufbahnen der Himmelskörper kreiert. Darunter waren auch die sogenannten Epizykel, die entwickelt wurden, um der Theorie widersprechende Beobachtungen miteinzubeziehen.

Im Nachhinein klingt dieser verzweifelte Versuch der Anpassung absurd und war auf Dauer auch nicht tragbar. Das Paradigma mit der Erde als Mittelpunkt musste schließlich verworfen werden. Für Kuhn beruht ein Paradigma auf einer Leistung, die neuartig genug ist, um eine beständige Gruppe von Anhängern zu gewinnen. Diese Anhänger wiederum richten ihre wissenschaftliche Arbeit dann nach dem Paradigma aus genau wie früher die christlichen Astronomen in Bezug auf das geozentrische Weltbild. Gleichzeitig muss ein Paradigma auch genug ungelöste Probleme für Fachleute stellen. In diesem Fall waren es die widersprechenden Beobachtungen, die man versuchte einzuarbeiten. Wird das Paradigma durch diese Probleme nicht fundamental in Frage gestellt, dann gelten die Probleme als lösbar. Probleme, die sich nicht auf das Paradigma beziehen, werden abgetan. Sie besitzen in dieser Zeit aufgrund des dominierenden Paradigmas keine Relevanz.

Versagt das Paradigma aber bei der Anwendung auf seine eigenen Probleme, kommt es zu einer Krise. Im Fall des geozentrischen Weltbildes konnte man die Umlaufbahnen anderer Himmelskörper eben nicht exakt vorhersagen. Derartige

Abweichungen nennt Kuhn Anomalien, die das Paradigma zunächst jedoch nicht ins Wanken bringen. Tatsächlich werden Anomalien nicht als Gegenbeispiele behandelt, obwohl sie das de facto sind. Die Grundthese wird nicht in Frage gestellt, sondern das Modell modifiziert. Dies zeigt sich zum Beispiel in den Versuchen, das geozentrische Weltbild so anzupassen, dass es den Beobachtungen entspricht. Andere Probleme, für die das gültige Paradigma keinen Lösungsanspruch hat, werden ausgeklammert und können es nicht in Gefahr bringen.

Erst wenn zu den ungelösten Problemen ein potentiell neues Paradigma hinzukommt, kann das alte Paradigma abgelöst werden. So wurde das geozentrische durch das kopernikanische Weltbild als vorherrschendes Paradigma ersetzt.

Die Tatsache, dass es erst einen Nachfolger braucht, bevor das aktuelle Paradigma überhaupt in allen Bereichen hinterfragt wird, verleitet Kuhn zu der Annahme, dass der wissenschaftliche Entwicklungsprozess nicht der Methodik der Falsifikation durch Vergleich mit der Natur folgt, womit er auch Poppers Kernthese, dass wissenschaftlicher Fortschritt durch Falsifikation erfolgt, widerspricht. Aus Kuhns Sicht hätte zum Beweis der Existenz der Falsifikation bereits nach der ersten widersprechenden Entdeckung ein Umdenken stattfinden müssen bzw. das bestehende Paradigma hätte zumindest hinterfragt werden müssen. Dass dies nicht der Fall ist, sieht er als Beweis für die Nicht-Existenz der Falsifikation. Damit es zu einer Verwerfung des bestehenden Paradigmas kommen kann, wird es nicht bloß mit der Natur verglichen, sondern gleichzeitig mit einem potentiell neuen Paradigma. Kuhn bestreitet also nicht, dass es die Möglichkeit zum rationalen Theorienvergleich gibt.

Das Selbstverständnis der Wissenschaft, das auch mit einem Wahrheitsanspruch verbunden ist, ist damit nicht vereinbar. Denn wenn die Wissenschaft so abhängig von

Paradigmen wäre, dass sie jahrelang falsche Theorien zu rechtfertigen versucht, wäre ihr Wahrheitsanspruch hinfällig. Auch den Einwand, dass man mit der Relativitätstheorie unzweifelhaft auf dem richtigen Weg ist, würde Kuhn nicht gelten lassen. Denn diese ist für ihn genauso ein Paradigma, an dem sich kontemporäre Wissenschaft unreflektiert orientiert.

Darauf könnte man antworten, unreflektiert ist ja schön und gut, aber wir sind doch der Wahrheit mit der Relativitätstheorie sicherlich einen Schritt nähergekommen. Doch auch darauf könnte sich Kuhn nicht einigen. Aus seiner Sicht wäre es zu einfach zu sagen, im geozentrischen System drehen sich die Planeten um die Erde und im kopernikanischen System um die Sonne. Denn der Begriff Planet ist in beiden Systemen unterschiedlich definiert. Ptolemäus hatte Planeten als Wandelsterne begriffen, die sich relativ zu den sogenannten Fixsternen (unbewegte Himmelskörper) bewegen. Für Kopernikus waren Planeten Himmelskörper, die um die Sonne kreisen. Hinzu kommt noch, dass wie bereits erwähnt durch Paradigmen einige Probleme in den Hintergrund treten, während andere wiederum vorherrschend sind. Für Kuhn sind Paradigmen durch die unterschiedlichen Problemstellungen inkommensurabel, also untereinander nicht miteinander vergleichbar. Anstatt also unbedingt der Wahrheit gesamtheitlich näherzukommen, erforscht man demnach schlicht eine andere Welt. Daher kann man eben nicht sagen, dass der wissenschaftliche Fortschritt kumulativ ist, also dass mit der Zeit immer mehr Wissen ohne Rückschritte entsteht.

Wissenschaft wird von Menschen betrieben, Kuhn nennt jedoch nicht den Menschen direkt als Grund für das nicht tragbare Selbstverständnis der Wissenschaft. Die Kritik, die moderne Philosophen und Psychologen an dem Erkenntnisvermögen von Menschen geäußert haben, liest sich auf den ersten Blick trotzdem gar nicht so anders. Denn für Jonathan Haidt ist der Einzelne kein der Wahrheit verschriebener

Wissenschaftler, sondern er nutzt seinen Verstand nur rein instrumentell. Er ist dabei nicht in der Lage, die Entscheidungen seiner Gruppe zu hinterfragen, sondern folgt diesen fast blind, so ähnlich wie die Wissenschaft ihren Paradigmen.

Schuld daran sind laut Haidt unsere Emotionen (was nicht negativ gemeint ist). Doch ihr Zusammenspiel mit dem Verstand ist in der modernen Psychologie der Grund für die Unfähigkeit des Menschen zur objektiven bzw. reflektierten Erkenntnis. Wie es die Philosophie schon oft getan hat, teilt die Psychologie den Menschen in Intuitionen und Verstand. Doch die Beziehung zwischen den beiden ist umstritten. Tatsächlich gibt die Psychologie Humes Einschätzung, dass der Verstand den Gefühlen (bzw. moralischen Intuitionen) unterworfen ist, recht. In der Praxis wird dies häufig durch simple Experimente demonstriert.

Probanden wurde folgende Geschichte erzählt: Eine Familie hat seit vielen Jahren einen Hund. Der Hund wird mit der Zeit älter und stirbt schließlich. Jedes Mitglied der Familie (die beiden Eltern und Kinder) wollte schon lange einmal Hundefleisch probieren. Sie können ihn auch so zubereiten, dass keinerlei Gefahr für eine Erkrankung besteht. Die Familie entscheidet sich also den Hund nicht zu begraben und isst ihn stattdessen ohne, dass es jemand anderes mitbekommt. Nun wurde Probanden die Frage gestellt, ob dies moralisch verwerflich ist? Die klare Mehrheit sagte ja und wahrscheinlich geht es Ihnen gerade ähnlich. Ihr Gefühl sagt Ihnen vermutlich ähnlich wie den Probanden, dass diese Handlung respektlos und ekelig ist, außer Sie wollten auch schon einmal Hund probieren. Dieses Gefühl ließ sich für die Probanden aber nur schwer verteidigen. Meistens wurden Opfer erfunden, um vor dem Forscher die moralische Einschätzung zu rechtfertigen. Es kamen Antworten wie: man kann doch gar nicht verhindern, dass es ein Nachbar merkt, den es stören könnte oder die Kinder können sich doch gar nicht sicher sein, dass sie das wirklich wollen. Doch all diese Probleme wurden von der

Geschichte klar ausgeschlossen. Daran kann man erkennen, dass die Personen ihr moralisches Urteil nicht hinterfragt haben, das hauptsächlich durch Emotionen wie Ekel entstanden ist, und stattdessen ihren Verstand benutzt haben, um ihre Entscheidung zu rechtfertigen. Diese Handlungsweise macht klar, warum die moderne Psychologie annimmt, dass der Verstand den Gefühlen unterworfen ist.

Zur Verdeutlichung der Beziehung hat sich der Moralpsychologe Jonathan Haidt die Analogie von Reiter und Elefant ausgedacht. Alles was wir bemerken wird sofort und intuitiv bewertet. Diese intuitiven Einschätzungen bzw. die Gefühle werden dabei auch von der körperlichen Verfasstheit beeinflusst. So belegte zum Beispiel eine Studie, dass Menschen, die sich gerade die Hände waschen, eine deutlich konservativere Einstellung zu Pornokonsum haben als andere. Aber zurück unserer Analogie: Der Elefant repräsentiert die Emotionen, er lehnt sich immer sofort in eine Richtung, genauso wie unsere intuitiven Urteile. Der Reiter, also der Verstand, versucht die Entscheidungen des Elefanten zu antizipieren und zu unterstützen. Als kleiner Reiter auf einem tonnenschweren Elefanten kann er dabei den Weg nicht beeinflussen, er rechtfertigt ihn lediglich.

Doch warum ist das so? Als Menschen brauchen wir eine Gemeinschaft zum Überleben und je stärker diese Gemeinschaft zusammenhält, desto größer ist die Chance, dass die Gemeinschaft in Konkurrenz mit anderen fortbesteht. Die Gruppen werden durch gemeinsame Mythen bzw. heute eher Ansichten zusammengehalten. Wird ein neuer Sachverhalt aufgeworfen, reagiert der Mensch wie der Pressesprecher eines Präsidenten. Er stellt sich nicht die Frage, ob er glauben kann, dass der Beschluss des Präsidenten richtig ist, sondern ob er glauben muss, dass der Beschluss des Präsidenten richtig ist. In seiner Funktion als Pressesprecher wird die Antwort auf die zweite Frage immer ja lauten und der

Pressesprecher wird die Entscheidung des Präsidenten verteidigen und womöglich „alternative Fakten“ präsentieren. Damit demonstriert er seine Hingabe zu seiner Gruppe, in diesem Fall zur Regierung bzw. seiner Partei. Unsere Emotionen sind in dieser Analogie vergleichbar mit dem Präsidenten, sie zwingen den Verstand (Pressesprecher) nachzuziehen und zu rationalisieren. Die intuitive Richtung der Emotionen geht dabei immer Richtung Gruppe. Derartige Phänomene lassen sich auch bei Wahlentscheidungen beobachten. Denn Menschen wählen normalerweise nicht die Partei, die ihnen rein rational den meisten Nutzen bringen würde, sondern die die ihre Gruppe unterstützt.

Der Haken bei der Sache ist, dass der Mensch dadurch blind für andere Meinungen wird. Möchten man jemanden überzeugen, seine Meinung zu wechseln, muss man erst mit dem Elefanten sprechen. Über den Verstand wird dieses Unterfangen nicht möglich sein. Dieser Aspekt unterscheidet sich nicht wesentlich von Kuhns Auffassung. Bei Kuhn richtet sich die Wissenschaft immer nach dem geltenden Paradigma, ohne es zu hinterfragen. So hinterfragt auch bei Haidt der Einzelne seine Gruppe nicht, wodurch es ihm unmöglich wird die Ansichten der Gruppe bzw. die Fakten, an die seine Gruppe glaubt, im Vergleich mit der Natur zu falsifizieren. Man könnte fast sagen, dass die einzelnen Gruppen buchstäblich in einer anderen Welt leben, genauso wie die Wissenschaftler mit einzelnen Paradigmen unterschiedliche Welten erforschen.

Also müsste die Antwort auf die Fragestellung dieses Essays ein klares Nein sein. Fakten, die innerhalb einer Gruppe gelten, haben aufgrund der internen Selbstblendung keinen absoluten Wahrheitsanspruch und Differenzen zwischen unterschiedlichen Gruppen scheinen durch die emotionalen Prädispositionen unüberwindbar. Doch Haidt ist dort etwas optimistischer als Kuhn. Er glaubt daran, dass durch von diversen Denkern geführte Debatten ein Erreichen der Wahrheit möglich sein kann, mindestens aber eine reflektierte Antwort.

Auch wenn wir also viel zu oft einfach unbewusst hinnehmen, was uns vermittelt wird, und wir aus diesem Zyklus selbst nicht ausbrechen können, so bleibt uns doch noch der Diskurs mit den anderen „Elefanten“, um zur Erkenntnis von „Wahrheit“ zu gelangen.

|| KANN EINE GESELLSCHAFT OHNE WAHRHEIT EXISTIEREN?

anonym

Gerade ging ich in die WG. „Wie geht es dir?“ erklang schon die Stimme meiner Mitbewohnerin, als ich durch die Tür ging. „Gut“, eine schnelle Antwort meinerseits, doch wohl auch die größte Lüge unserer Gesellschaft. Um längere Gespräche zu vermeiden, sagen die meisten lieber schnell „gut“, statt die Wahrheit zu sagen und über ihre Gefühle zu sprechen. Lügen ersparen uns oft Zeit und halten gewissermaßen auch die Gesellschaft zusammen. Partnerschaften werden teilweise durch Lügen zusammengehalten oder Familien basieren auf diesen. Doch, wenn die Gesellschaft sowieso nur auf Lügen basiert oder durch diese zusammengehalten wird, brauchen wir überhaupt Wahrheit oder könnte eine Gesellschaft auch ohne eine Wahrheit existieren?

Um in dieses Thema einzusteigen, stellt sich zuallererst die Frage nach der Wahrheit.

Eine dominierende Wahrheitstheorie in der Philosophie war in der Vergangenheit die Korrespondenztheorie (auch Adäquationstheorie) der Wahrheit. Als die Wahrheit wird in dieser Theorie die Übereinstimmung gedanklicher Vorstellungen mit der objektiven Wirklichkeit bezeichnet. Wahrheit ist also eine Adäquation von zwei Bezugspunkten. Aristoteles gilt als der erste Korrespondenztheoretiker, obwohl er in seinen Theorien nicht direkt von Adäquation sprach. In seiner Metaphysik formulierte er:

„Zu sagen nämlich, das Seiende sei nicht oder das Nicht-seiende sei, ist falsch, dagegen zu sagen, das Seiende sei und das Nicht-seiende sei nicht, ist wahr. Wer also ein Sein oder ein Nicht-sein prädiziert, muß Wahres oder Falsches aussprechen.“ (1011b)

Wenn nun also von der Korrespondenztheorie ausgegangen wird, muss einer Gesellschaft ohne Wahrheit einer der beiden Bezugspunkte fehlen. Entweder dürfte es also keine objektive Wirklichkeit geben oder keine gedanklichen Vorstellungen. Und um den ersten der beiden Punkte lässt sich streiten, da es die Frage aufwirft, was denn eine objektive Wirklichkeit ist. Eine Definition für eine objektive Wirklichkeit, ist eine auf Tatsachen beruhende Welt, doch auch hier stellt sich die Frage, was denn Tatsachen sind.

Günther Patzig definierte Tatsachen in der analytischen Philosophie als undefinierbar. Demnach könne nicht einmal eine einzelne Tatsache identifiziert werden, ohne auf Aussagen, die Tatsachen voraussetzten, zurückzugreifen.

Durch diese Definition gelangt die Korrespondenztheorie in einen definitorischen Zirkel, da, um Tatsachen zu definieren, die die Wahrheit definieren sollen, bereits Wahrheit benötigt wird. Solche Aussagen sind Tautologien, da sie auf der einen Seite richtig sind, auf der anderen allerdings nicht aussagekräftig sind. Ein Beispiel hierfür ist: Wenn ich müde bin, bin ich müde. Diese Aussage hat zwar Richtigkeit, doch hat sie keinen Mehrwert, da ich nichts daraus ziehen kann.

Aus dieser Position heraus, wenn man also davon ausgeht, dass Tatsachen Tautologien sind, kann es auch keine Wahrheit geben, da diese nicht definiert werden kann. Somit leben wir bereits in einer Gesellschaft ohne Wahrheit und Gesellschaften ohne Wahrheit sind möglich.

Doch es gibt auch andere Abbildtheorien der Wahrheit. In Ludwig Wittgensteins

Bildtheorie der Wahrheit geht er davon aus, dass Sätze „Bilder“ von Tatsachen sind. Sätze, die Tatsachen sind, müssen nach Wittgenstein 2 Komponenten erfüllen. So müssen sie die Semantische- und die Strukturgleichheitsbedingung erfüllen.

Nach der semantischen Bedingung müssen Sätze so aufgebaut sein, dass die einzelnen Teilelemente des Satzes für die Elemente des Bildes stehen. So ist der Satz „Der Hund läuft auf der Wiese“ eine

Tatsache, da er ein Bild der Wirklichkeit abgibt. Zusätzlich muss die Strukturgleichheitsbedingung erfüllt sein, die aussagt, dass die Teilelemente des Satzes untereinander, die gleiche Reihenfolge besitzen müssen, wie sie die einzelnen Elemente der Tatsache. Wenn man wiederum das Beispiel „Der Hund läuft auf der Wiese“ nimmt, ist auch die Strukturgleichheitsbedingung erfüllt, da zuerst der Hund ist, dieser läuft und das auf einer Wiese.

Wittgenberg definiert die Wirklichkeit nun als die Gesamtheit der Tatsachen, die der Wahrheit entsprechen. Und nach dieser Definition lässt sich hier keine Gesellschaft ohne Wahrheit konstruieren, da die Wahrheit hier der Grundpfeiler aller definierbaren Tatsachen ist, auf deren unser Leben beruht. Da wir also nicht ohne Tatsachen leben und dies auch nicht können, kann es kein Leben ohne Wahrheit geben.

Doch auch hier ergeben sich Probleme, die an dieser Theorie zweifeln lassen. Einerseits entsteht ein Universalienproblem, da es fragwürdig ist, ob es auch Universalien wie Eigenschaften oder Relationen geben kann, die nicht direkt Hund oder Wiese sind. Außerdem ergibt sich das Slingshot-Argument: Die Bildtheorie sagt aus, dass die Teilelemente eines Satzes für die Teilelemente der Welt stehen. Außerdem gibt es die Extensionalitätsbedingung, die aussagt, dass dann ein korrespondierender Satz entsteht, wenn man Teilelemente des ursprünglichen Satzes mit gleich

bedeutenden austauscht. Der Satz, der sich daraus ergibt, muss dann die gleiche Tatsache aussagen, wie der ursprüngliche Satz. Jedoch ergibt sich ein Problem, wenn man dies nun anwendet, da, wenn man beispielsweise diese beiden Sätze nimmt: 1. Die Anzahl von Scotts Waverly-Novellen ist 29. und 2. Die Anzahl der Verwaltungsbezirke in Utah ist 29., sind dies nicht übereinstimmende Tatsachen, obwohl ein Teilelement ausgetauscht würde, dass ebenfalls mit der 29 in Verbindung steht.

Aus der Perspektive des logischen Positivismus ist die Verifizierbarkeit das Sinnkriterium um Sätze als sinnvoll und sinnlos zu kategorisieren. Sinnlose Sätze sind demnach Scheinsätze, zu welchen auch die metaphysischen Sätze gehören. Die sinnvollen Sätze hingegen sind einerseits die synthetischen Sätze, die nur a posteriori entstehen können und empirisch-naturwissenschaftlich sind. Andererseits gibt es die analytischen Sätze, die mathematisch-logisch sind.

Wahre Sätze können nach dem logischen Positivismus also nur solche sein, die nach dem Verifizierbarkeitskriterium als sinnvoll angesehen werden können. Die Wahrheit muss also sowohl messbar als auch überprüfbar sein. Jedoch sind nicht alle sinnvollen Sätze wahr, denn dazu muss die Überprüfung und die Messung positiv ausfallen. Der Satz „Die Erde ist eine Scheibe“ ist insofern sinnvoll, als dass es messbar ist, ob die Erde eine Krümmung besitzt, als es auch durch empirische Erfahrungen überprüfbar ist. Dennoch ist diese Aussage unwahr, da wir durch Messungen erkennen können, dass die Erde eine Krümmung besitzt und durch unsere Erfahrung sehen können, dass die Erde Krümmung hat. Diese Erfahrung kann beispielsweise die sein, dass man am Meer steht und ein Schiff wegfahren sieht und es scheinbar immer weiter nach unten geht, je weiter es wegfährt.

Jedoch lässt sich auch an dieser Theorie wieder Kritik üben, was Karl Popper auch tat,

indem er das Induktionsproblem des logischen Positivismus identifizierte. So sagt er, dass das Induktionsprinzip, also der Schluss von besonderen Sätzen (wie Beobachtungen) auf allgemeine Sätze (wie Theorien), nur durch bereits vorangegangene induktive Schlüsse gerechtfertigt werden kann, was wiederum nicht gerechtfertigt sein kann. Theorien können demnach also niemals empirisch gerechtfertigt werden, weshalb Popper die Falsifizierbarkeit statt der Verifizierbarkeit als Abgrenzungskriterium identifiziert.

Wahre Sätze sind nach Popper also jene, die nach dem aktuellen Stand noch nicht falsifizierbar sind. Demnach kann es allerdings auch nie eine absolute Wahrheit geben, da wir nie wissen, ob alle Tatsachen, die wir heute noch als solche ansehen, morgen noch gelten. So können wir nicht wissen,

ob wir morgen wieder aufwachen, denn wir nehmen es nur deshalb als Tatsache an, da wir es noch nicht anders erlebt haben, doch kann diese Tatsache jeder Zeit falsifiziert werden und somit ungültig werden.

Die Frage nach einer Gesellschaft ohne Wahrheit ist mit dieser Definition schwierig, da sich auf der einen Seite sagen lässt, dass solch eine Gesellschaft nicht existieren könne, da wir als Wahrheit das definieren, was unser momentaner Stand im Leben und in der Wissenschaft ist. Das heißt, dass in einer Gesellschaft ohne Wahrheit kein Denken möglich sein könne, da wir, wenn wir denken, von unserem aktuellen Wissensstand ausgehen. Auf der anderen Seite lässt sich sagen, dass wir in einer Gesellschaft mit keiner wirklichen Wahrheit leben, da wir keine absolute Wahrheit definieren können. Je nach Auslegung könnte also auch gesagt werden, dass wir ja nicht wirklich in einer Gesellschaft mit Wahrheit leben, weshalb eine Gesellschaft ohne Wahrheit möglich ist. An diesem Punkt muss man sich entscheiden, was denn für einen nun die Wahrheit ist und ob einem eine relative, nicht absolute Wahrheit, als

Wahrheit genügt. Ich persönlich halte das für die Wahrheit, was wir momentan glauben und noch nicht widerlegt haben. Natürlich kann ich dadurch niemals in einer absoluten Wahrheit oder Gewissheit ankommen, doch halte ich es für besser etwas möglicherweise Falsches zu wissen als an Garnichts. Nichts zu wissen und als Wahrheit anzuerkennen, halte ich für nicht möglich, da ich in meinem Leben eine Gewissheit benötige, selbst wenn diese nicht absolut ist.

Wenn ich dieses Bild auf eine Gesellschaft ausweite, kann ich mir dementsprechend auch keine Gesellschaft ohne Wahrheit vorstellen, da für mich diese Gesellschaft ausschließlich ein Leben in Ungewissheit bedeuten würde. Diese Ungewissheit würde für mich aber auch gleichzeitig bedeuten, dass es keine wirkliche Gesellschaft mehr geben kann, da eine Gesellschaft auf übereinstimmenden, definierten Tatsachen existieren muss. Dies muss gegeben sein, da eine Gesellschaft sich zumindest verständigen muss, um zusammenzuhalten, doch ohne Wahrheit hat nichts Existenz, da alles ungewiss ist. Wenn wir davon ausgehen, dass nicht einmal die Sprache, mit welcher wir uns verständigen wahrhaftig ist, da nichts dies ist, sind bereits die Grundpfeiler meiner Meinung nach nicht vorhanden und ohne diese kann auch keine Gesellschaft zustande kommen.

Um eine Gesellschaft ohne Wahrheit zu definieren ist zunächst die Wahrheit und auf was diese beruht zu definieren. Nur wenn man die Wahrheit als das was ist und nicht widerlegt wurde ansieht, ist es möglich die Frage nach einer Gesellschaft ohne Wahrheit zu verneinen. Denn wenn man von einer anderen Theorie über Wahrheit ausgeht, landet man in dem Dilemma, das Wahrheit eine Voraussetzung für die Definition von Wahrheit ist und somit Wahrheit undefinierbar ist. Insgesamt ist die Frage nach einer Gesellschaft ohne Wahrheit also die Frage nach dem kontroversen Wahrheitsbegriff, der wiederum von jedem für sich selbst definiert werden muss.

Literatur

Der Wahrheitsbegriff im Ausgang von Aristoteles; am 15.11.2017; in PhiloCast; <http://philocast.net/der-wahrheitsbegriff-im-ausgang-von-aristoteles>; letzter Aufruf 26.05.2021

Korrespondenztheorie der Wahrheit; in Philoclopedia; <https://www.philoclopedia.de/was-kann-ich-wissen/wahrheit/korrespondenztheorie-der-wahrheit/>; letzter Aufruf 26.05.2021

-Ludwig Wittgensteins Bildtheorie der Wahrheit; am 9.07.2019; in Philoclopedia; <https://www.philoclopedia.de/2019/07/09/ludwig-wittgensteins-bildtheorie-der-wahrheit/>; letzter Aufruf: 27.05.2021

Korrespondenztheorie Wittgensteins Bild-Theorie; Einführung in die Theoretische Philosophie; 2006; https://tu-dresden.de/gsw/phil/iphil/theor/ressourcen/dateien/braeuer/lehre/theophil_3/ET2-SS-2006.pdf?lang=de; letzter Aufruf 27.05.2021

-Logischer Positivismus; Zugänge zur Philosophie 2; Cornelsen Verlag

Karl Popper: Falsifizierbarkeit; Logik der Forschung; Pfister, Jonas: Klassische Texte der Philosophie; Reclam 2011, S.129-133

Felix Meiner Verlag; Hamburg; Wörterbuch der philosophischen Begriffe; 1998; ISBN-3-7873-1325-7

|| DAS ENDE JEDER ERKLÄRUNG

von Tom Skoropinski

Die Zeit in der wir leben und all der Fortschritt mit dem wir groß werden, trüben uns und verleiten uns dazu zu glauben das wir die Welt auch nur ansatzweise verstehen würden. Doch wie viel haben wir tatsächlich verstanden, wie viel haben wir wirklich begriffen bis jetzt? Mit dieser Frage möchte ich mich in meinem Essay auseinander setzen.

Es ist 1687, Isaac Newton veröffentlicht sein Werk namens „Philosophia Naturalis Principia Mathematica“, indem er seine Vorstellung von Gravitation beschreibt. Man könnte kritisieren, und genau das werde ich im Folgenden tun, dass die größte Schwäche seines Werkes war, dass er annahm das die Regeln, die hier auf der Erde gelten auch über all sonst im Universum gelten. Wenn also die Theorie der Gravitation für Äpfel funktioniert (die übrigens nie auf seinen Kopf fielen), dann funktioniert sie auch für Sterne, Galaxien und schwarze Löcher. Hört sich offensichtlich für uns, die in der Zukunft leben an, war damals allerdings revolutionär und sollte die Wissenschaft für immer ändern. Irgendwann führten Newtons Theorien zur Entdeckung von „G“. G ist die Gravitationskonstante und sie garantiert, dass wo auch immer man sich in diesem Universum befindet, die Anziehungskraft zweier Gegenstände immer proportional zu ihren Massen und indirekt proportional zum Abstand zwischen ihnen im Quadrat ist ($F=(m_1*m_2)/r$). Der Punkt ist, dass soweit wir wissen, G sich niemals und nirgendwo im Universum verändert. Es ist eine Konstante und Konstanten sind wichtig, denn das Universum ist in seiner Gesamtheit alles andere als konstant. Abhängig davon wo du bist und was du machst, kann die Geschwindigkeit der Zeit variieren, die lokale Stärke der Gravitation („g“) kann unterschiedlich sein, Masse, Momentum, alles ist variabel. Wir brauchen Dinge die uns

halt geben, wenn wir wissen wollen, was die wahren Regeln hinter dem Universum sind. Was sind also ein paar dieser fundamentalen Konstanten der Realität, die Regeln, die alles diktieren?

Lichtgeschwindigkeit. Es ist egal was du tust, wie schnell du bist oder wo du dich befindest, die Lichtgeschwindigkeit im Vakuum verändert sich nie (soweit wir wissen). Das heißt, wenn du einen Meter pro Sekunde schnell bist, bewegt sich das Licht mit 299.792.458m/s von dir weg, aber auch wenn du dich mit 298 Millionen Metern pro Sekunde bewegst, bewegt sich das Licht immer noch mit 299.792.458m/s von dir weg. Wenn sich also die Lichtgeschwindigkeit nicht verändert, muss sich alles um sie herum verändern, wie die Zeit und die Strecke. Das ist zumindest in Teilen, Relativität. Lichtgeschwindigkeit nennen wir „c“ und es ist eine Konstante.

Feinstrukturkonstante. Die Feinstrukturkonstante („ α “) bestimmt im Wesentlichen, wie stark Elektromagnetismus, geladene Dinge wie Protonen und Elektronen beeinflusst. Die Konstante liegt bei 137. Diese Nummer ist so fundamental für die Natur, dass wenn Aliens uns kontaktieren würden, ihnen 137 zuzuschicken vermutlich unsere beste Möglichkeit wäre ihnen zu zeigen, wie „weit“ wir entwickelt sind.

Die Planck Konstante. Planck gab uns „h“, was im Wesentlichen die Beziehung zwischen der Frequenz einer Welle oder eines Teilchens und dessen gesamter Energie definiert. Es zeigt uns, dass Energie tatsächlich aus kleinen Paketen namens „Quant“ besteht. Davon wiederum erhalten wir die Planck Länge, Masse, Zeit, Ladung und Temperatur. Das sind die Einheiten der Realität. Sie wurden nicht von primitiven Menschen entworfen, sie sind gemacht aus

anderen Konstanten.

Zum Schluss sind auch die Massen von Proton und Elektron gleichbleibende Werte im Universum, die sich nie verändern (soweit wir wissen).

Das ist alles ganz interessant, aber woher kriegen die Konstanten eigentlich diesen einen Wert? Bevor wir uns um diese Frage kümmern können, müssen wir uns bewusst werden, dass es nicht nur die Konstanten sind, die eher speziell sind, sondern alles. Wir leben zum Beispiel in einem 3-dimensionalen Raum, mit einer Zeit Dimension. Doch wie es wäre, in einem Universum zu leben welches aus zwei oder sogar vier Dimensionen besteht, können wir uns nicht vorstellen. Eine vierte Räumliche Dimension sträubt sich jeglicher Logik, wir können es weder wahrnehmen, noch können wir es uns vorstellen und doch ist es Mathematisch möglich.

An dieser Stelle würde ich gerne eine persönliche Anekdote einbringen. Als ich etwas jünger war, musste ich mich einer kleinen Operation unterziehen. Es war nichts Tragisches oder gefährliches, ich wurde betäubt und die kleine Operation wurde durchgeführt. Meine Familie lachte als ich etwas benommen von der Narkose zu mir kam und wirres Zeug redete, allerdings liegt das schon so lange zurück, dass ich selbst mich fast gar nicht mehr daran erinnere. Trotzdem dachte ich vor nicht allzu langer Zeit darüber nach, wie ich eigentlich betäubt wurde und wie eine Narkose funktioniert. Was ist Anästhesie? Ich habe im Internet nachgeschaut, weil ich nicht wusste, wie es funktioniert, aber wie sich herausstellte wusste es auch sonst niemand. Wir wissen das generelle Anästhesie bestimmte Areale im Gehirn davon abhält zu kommunizieren, so dass wir keine Erinnerungen formen können. Und wir gehen davon aus das man bewusstlos ist, oder wir hoffen es, aber wirklich verstehen tuen wir den Mechanismus dahinter nicht. Ich konnte nicht glauben, dass wir das tausende Male täglich verwenden um Köpfe, Brustkörbe und sonst alles Mögliche

aufzuschneiden, ohne wirklich zu wissen, wie es funktioniert.

Und dann fängt man an dieses Muster überall zu erkennen. Die Dinge, die wir die ganze Zeit nutzen und denen wir vertrauen ohne jegliches Wissen über den Mechanismus dahinter. Unsere Sprachen, unsere Medizin, die Biologie, die dem Schlafen zu Grunde liegt oder wofür Schlaf eigentlich gut ist, Bewusstsein, Fantasie und dann letztendlich einfach die Welt. Warum funktionieren die Naturgesetze so wie sie es tun, und warum gibt es sie überhaupt an erster Stelle? Wir wissen, dass sie da sind und können sie in Formeln ausdrücken, aber wir haben keine Ahnung was sie sind. Seit diesem Moment konnte ich den Gedanken nicht mehr loslassen, dass wir sinnbildlich auf der Spitze dieses gigantischen Eisbergs leben und gerade mal einen Meter in ihn rein gebohrt haben, obwohl noch 400km davon unter uns liegen, die wir nicht sehen und nicht verstehen können. Trotzdem sind wir hier, leben auf der Spitze und gehen einfach durchs Leben, als ob nichts wäre. Das alles geht zurück auf unsere Konstanten. Egal welches Phänomen, der Sprudel in Limonade, der Untergang der Xin Dynastie oder unser Gehirn, fragt man lange genug, warum es existiert oder wieso es passiert, kommt man irgendwann zurück zu den fundamentalen physikalischen Konstanten, den Regeln der Realität. Jede Erklärung stoppt irgendwo und meistens stoppt sie hier.

Wo kommen nun also unsere Konstanten her? Nun, vielleicht von einem Gott oder „digitalem Erschaffer“? Unabhängig von unserer religiösen Einstellung, ist es möglich, dass es eine Intelligenz gibt, die all dies erschaffen hat. Ähnlich dazu, ist es gerade in Mode zu vermuten, dass wir in einem simulierten Universum leben, indem Physik von etwas oder jemandem, über uns bestimmt wird. Vielleicht lebt derjenige, der die Simulation betreibt aber auch in einem Universum mit Regeln, woher kommen dann aber diese Regeln? Außerdem ist es so, dass so bald eine neue Technologie entwickelt wird, diese eine Metapher für alles wird. In

der Psychologie zum Beispiel, fand man damals den Druck überall, zufällig war das zur Zeit der Dampflokomotiven. Jetzt in der Zeit von Computern nimmt man an, dass wir in einer Simulation leben, wo das wohl herkommt? Ziemlich sicher werden wir bald andere clevere Dinge erfinden und in ein paar Jahrzehnten, werden diese

Dinge dann zum Schwerpunkt unserer Theorien. Die Realität ist sehr kompliziert und vielleicht haben wir noch nicht die richtige Metapher, vielleicht schon.

Eine andere Möglichkeit ist, dass unsere Konstanten gar nicht wirklich konstant sind. Sie könnten langsam stärker oder schwächer werden. Das ist keine unbekannte Idee. So könnte zum Beispiel die Lichtgeschwindigkeit langsam abnehmen, hierzu gibt es sogar eine ganze Gruppe an Theorien („VSL“ = Variable Speed of light). Wir haben aber weder Beweis noch Anhaltspunkt dafür, dass sich die Konstanten verändern. Es ist möglich dass sich α konstant verändert, aber auch hier wissen wir es nicht. Das Ding ist, wenn die Konstanten konstant sind, wissen wir noch nicht warum und wenn sie nicht konstant sind, wissen wir auch noch nicht warum.

Vielleicht also Multiversen? Viele Konstanten, die wir gefunden haben, sind so gesetzt, dass wenn man sie nur ein bisschen verändern würde, die Dinge katastrophal für uns wären. Wenn Gravitation nur ein 10^{-40} stärker oder schwächer wäre, hätten sich vermutlich erst gar keine Sterne gebildet. Wieso ist unser Universum also so perfekt gemacht? Vielleicht gibt es squillionen andere Universen und alle haben etwas andere Konstanten. Die Konstanten bei uns, sind also nur so wie sie sind, weil wir genau in diesem Universum leben. Das erklärt zwar noch nicht, warum es squillionen anderer Universen in erster Stelle gibt, aber wenigstens etwas.

Eine andere lustige Theorie ist, dass unsere Konstanten und unsere Physik speziell sind und, dass sie zwangsweise in die Realität

verflochten sind. Es ist hart sich ein Universum vorzustellen, indem Pi nicht die Kreiszahl ist. Außer unser Universum hätte eine komische Geometrie. Es sieht so aus als wäre Pi in die Logik verflochten. Die Idee ist, dass die Masse eines Elektrons, die elektrische Ladung des top Quarks, die Einrichtung der Realität, all das ergibt sich aus der Logik. Irgendwann finden wir vielleicht die nötige Brücke, um alles zu verbinden und können von Grund auf alles erklären.

Im Moment wissen wir jedoch viel darüber, was die Regeln der Realität sind, aber fast gar nichts darüber warum sie da sind und ich fürchte genau darüber sollten wir etwas mehr reden. Denn wenn Teilchen, Wellen, der Raum, die Zeit und Wir die Marionetten sind, dann ist da ein Geist über uns der die Fäden zieht und darüber bestimmt wie sie und wir uns verhalten, ohne dass wir wissen wer dieser Geist ist. Warum gibt es die Physik überhaupt? Und was gab ihr ihren Charakter?

Einstein sagte einmal: „Was mich wirklich interessiert ist, ob Gott eine Wahl hatte bei der Erschaffung des Universums.“ Gibt es nur einen Weg ein Universum zu kreieren? Und was ist der Ursprung und die Struktur der Realität? Edgar D. Mitchell war einer der 12 Astronauten, die auf dem Mond waren, und er sagte das der beste Teil ihrer Reise der Weg zurück war. Als er aus dem Fenster der Kapsel schaute konnte er die Erde, den Mond und die Sonne sehen und plötzlich realisierte er, dass jedes Molekül im Raumschiff, in seinem Körper, in den Körpern der anderen Astronauten alle ihren Ursprung in einem uralten Stern hatten und er hatte dieses überwältigende Gefühl von Einheit. Es waren alles dieselben Bausteine, alles Teil desselben Spiels. Das gleiche gilt für uns alle. Überhaupt Gedanken zu haben, ist nur möglich durch elektromagnetische Signale zwischen Neuronen in unserem Gehirn. Sie hält auch unsere Moleküle zusammen, sowie die Protonen und Neutronen im Atomkern. Währenddessen hält uns die Krümmung der Raumzeit, Gravitation, davon ab wie ein

Ballon in den Himmel zu steigen. Währenddessen reguliert die schwache Kernkraft, still die nukleare Fusion, welche die Sterne antreibt, von denen manche vor Milliarden von Jahren all unser Kohlenstoff, Stickstoff und Sauerstoff gezeugt haben, den unser Körper braucht, um überhaupt erst zu existieren. Und all das, wurde möglich gemacht durch die fundamentalen Konstanten der Natur, wie Lichtgeschwindigkeit, Gravitationskonstante und der ganze Rest. Die Knöpfe mit denen, das Universum seinen Mantel zuknöpft.

Trotz all dem trifft man immer wieder diesen komischen wiederkehrenden Zynismus, dass die Welt langweilig sei und alles schon erforscht sei. Ist es nicht schöner und ehrlicher, wenn wir uns

eingestehen, dass wir bis jetzt eigentlich nichts so richtig wissen und begriffen haben? Dass da nichts normal ist an der Realität. Es ist wie ein verrücktes Jigsaw Puzzle, designt von einem Wahnsinnigen, welches schon so lange besteht, dass wir es als Routine wahrnehmen. Voraussehbar undankbar war es von uns, dass wir trotzdem ein Wort für Langeweile erfanden.

Wenn man mal einen schlechten Tag hat, weil vielleicht die Schule oder die Arbeit stressig war, sollte man sich nur einen Moment die Zeit nehmen, um die Perspektive zu wechseln und sich vor Augen zu führen, dass jedes Atom in seinem Körper ein direktes Resultat der universellen Regeln ist, von denen wir keine Ahnung haben. Das da ein Mysterium namens „alles“ ist und nichts wirklich selbstverständlich ist. Und wenn wir ganz ehrlich sind, wissen wir nicht einmal, warum Realität überhaupt existiert.

KÖNNEN DIE NEUROWISSENSCHAFTEN PHILOSOPHISCHE ANNAHMEN ÜBER DAS BEWUSSTSEIN ERSETZEN?

von *Jana Schmitt*

„Das Problem des Bewusstseins bildet heute – vielleicht zusammen mit der Frage nach der Entstehung unseres Universums – die äußerste Grenze des menschlichen Strebens nach Erkenntnis“.

Wie in diesem Zitat von Thomas Metzinger deutlich wird, ist das Bewusstsein ein allgegenwärtig zentraler Diskussionsgegenstand der Menschheit. Bereits im alten Rom wurde der Begriff „conscientia“ von Cicero und Seneca verwendet und im Laufe der Geschichte haben sich weitere Philosophen immer wieder der Frage nach dem Bewusstsein im Rahmen der Erkenntnistheorie gewidmet. Nun wagt sich auch die Wissenschaft an Fragen wie „Was ist das Bewusstsein?“ und „Wer bin ich?“. Oftmals werden Hirnforscher für ihr Eingreifen in diese Themen kritisiert. Der Fundamentalvorwurf lautet, dass sich die Hirnforschung zu Problemen äußert, über welche sie als experimentelle Wissenschaft gar nichts aussagen kann oder darf.

Dennoch ergibt sich die Frage, ob philosophische Annahmen über das Bewusstsein durch Ansätze der Neurophilosophie ersetzt werden können.

Bevor diese Frage diskutiert werden kann, sollte jedoch zuerst der Begriff des Bewusstseins in der Philosophie, sowie in den Neurowissenschaften beziehungsweise der Neurophilosophie erläutert werden. Als philosophischen Ansatz werde ich in diesem Fall die Lehren und Erkenntnis von René Descartes heranziehen.

In seiner ersten Meditation verwendet Descartes den Begriff Bewusstsein im Zusammenhang mit der anzweifelbaren Unterscheidung von Wach- und

Schlafzustand.

„Jetzt aber schaue ich sicherlich mit ganz wachen Augen auf dieses Papier. Dieser Kopf, den ich bewege, ist nicht vom Schlaf befangen. Mit Überlegung und Bewußtsein Strecke ich diese Hand aus und habe Empfindungen dabei. So deutlich würde ich nichts im Schlaf erleben.“²

Hier entspricht der Bewusstseinsbegriff also der Kontrolle über das eigene Verhalten. Für René Descartes ist Bewusstsein generell dasjenige, das den Menschen von den Tieren trennt. Nur durch das Bewusstsein ist der Mensch zum Denken und Empfinden befähigt. Ohne diese Fähigkeit wäre er bloß eine leere Hülle. Aus diesen Annahmen folgert Descartes, dass alles was denkt eine Seele, also ein Bewusstsein, besitzt. Die Seele stellt somit die einzig denkende Substanz dar. Weiter führt er dies mit dem Zweifel des Menschen an seiner Umwelt und allem Wahrnehmbarem aus. Die Sinne können, so Descartes, den Menschen leicht täuschen, weshalb die Notwendigkeit des kritischen Hinterfragens besteht. Alles, auch das bisherige Weltbild und sogar seine Existenz an sich, soll der Mensch anzweifeln. Das Zweifeln sei nämlich ebenfalls eine Form des Denkprozesses und setze somit die menschliche Existenz voraus. Dies führt zu Descartes' berühmter Aussage „Ich denke, also bin ich“. Anhand dieser Aussage und dem Prozess des Zweifelns zeigt Descartes, dass es ein bewusstes Ich gibt, denn der Zweifel am Bewusstsein führt wiederum zu

einem Selbstbewusstsein.

Wie bereits zu Beginn anklingt, macht Descartes bei seinen Annahmen eine wichtige Unterteilung, was den Körper und die Seele (das Bewusstsein) des Menschen angeht. Er geht von einem anthropologischen Dualismus aus. Demnach ist die Seele, auch *res cogitans*, eine vom Körper (*res extensa*) komplett verschiedene immaterielle und unzerstörbare Substanz. Dennoch seien die Seele und der Körper durch Gott miteinander verbunden und stünden in einer Wechselwirkung zueinander. Die Seele wirkt vorzugsweise vom Gehirn aus und zwar von der Zirbeldrüse (*glandula pinealis*), von wo aus sich die sogenannten „Lebensgeister“ durch die Nerven verbreiten und motorisch in den Muskeln wirken. Schlussendlich sei der Körper also ohne Seele nur eine bedeutungslose Hülle.

Die Neurophilosophie verknüpft philosophische Konzepte wie das Bewusstsein, beispielsweise nach Descartes, nun mit empirischen Daten aus der Hirnforschung. Das Gehirn wird dabei zum zentralen Forschungsobjekt der Neurophilosophie gemacht, da es Sitz der Wahrnehmung und Erkenntnis ist. Besonders die Großhirnrinde steht hierbei im Fokus, da sie durch langwierige Forschung als der bewusstenfähige Teil des Gehirns ausgemacht wurde. Bei diesen Betrachtungen verharrt die Neurophilosophie stets in der naturwissenschaftlichen Perspektive, indem sie subjektives Erleben auf objektive neuronale Strukturen zu beziehen versucht.

In der Wissenschaft wird das Bewusstsein allerdings nicht wie in der Philosophie als ein oft einheitliches Phänomen betrachtet, stattdessen umfasst es ganz unterschiedliche Zustände, welche gemeinsam haben, dass sie vom Individuum erlebt werden. Gerhard Roth, ein deutscher Biologe und Hirnforscher, geht davon aus,

dass es kein eines Bewusstsein gibt, sondern eine Vielzahl an verschiedenen Bewusstseinszuständen und das Bewusstsein demnach modular, in viele Bausteine gegliedert, ist.

Des Weiteren gehen nur noch wenige Forscher davon aus, dass das Bewusstsein unabhängig von einer biologischen Basis existiert- der Dualismus tritt in diesem Bereich einen defensiven Rückzug an. Der amerikanische Philosoph, Daniel C. Dennet, sieht den Materialismus auf dem Vormarsch. Die Materie behauptet sich als einziger Stoff, weshalb „die Geistseele das Gehirn ist – nicht mehr“. Wechselwirkungen zwischen *res cogitans* und *res extensa*, wie Descartes sie beschreibt, gehen laut Dennet gegen die physikalischen Gesetze, da eine nicht-materielle Seele materielle Hirnvorgänge nicht beeinflussen kann. Ein Versuch Dennets diesen Konflikt zu lösen, besteht in der Betrachtung des Bewusstseins als eine Art Software, welche die virtuelle Maschine (das Gehirn) lenkt. In diesem Zusammenhang erläutert er außerdem das Konzept des „Kartesischen Theaters“. Dies beinhaltet die Auffassung es gebe im Gehirn einen Ort, an dem alles zusammenkomme. Sinneseindrücke und Gedanken werden auf einer einzigen Bühne zusammengeführt und dem Ich, dem menschlichen Bewusstsein, als Repräsentation der Welt geboten. Jedoch musste Dennet immer wieder feststellen, dass es einen solchen Ort nicht geben kann und die Vorgänge des Bewusstseins im Gehirn viel komplexer sind.

Auch Gerhard Roth geht nicht mehr von einem Dualismus aus, denn es gebe keine empirischen Beweise für ein Bewusstsein ohne Gehirn und dieses Gehirn ist zudem physikalischen, chemischen und biologischen Gesetzen unterworfen. Wir können nur bewusst sein, wenn genügend Sauerstoff und Zucker im Gehirn vorhanden sind, sonst wird klares Denken unmöglich, so Gerhard Roth. Diese Verbindung von Körper und Bewusstsein kann empirische

beobachtet werden, wenn bestimmte Hirnbereiche beschädigt werden und der Mensch infolgedessen ins Koma fällt, unfähig dem Bewusstsein. Zwar würde Herr Roth nie behaupten, dass Bewusstsein nur das Feuern von Neuronen ist, aber ohne das Feuern von Neuronen gäbe es seiner Meinung nach kein Bewusstsein. Das bewusste, wahrnehmbare Ich ist ihm nach eine Addition paralleler Netzwerke, das Produkt biochemischer Prozesse auf vielen Ebenen. Folglich besteht das Ich durch die Zusammenarbeit vieler Nervenzellen, welche das Gefühl hervorbringen, ein Bewusstsein zu besitzen.

Nun kommen wir zu der Frage zurück, ob die Neurophilosophie lang bestehende Annahmen der klassischen Philosophie ersetzen kann.

Auszuschließen ist im Zusammenhang mit dieser Frage von einem neuronalen Determinismus auszugehen, welcher besagt, dass alle mentalen Zustände durch neuronale Zustände vollständig festgelegt sind, da auf Grundlage derzeitiger Erkenntnisse wohl kaum entschieden werden kann, ob alle Gehirnprozesse deterministisch ablaufen. Außerdem würde dies zur Folge haben, dass es außerhalb neuronaler Prozesse nichts mehr zu ergründen gibt, was, wenn man die ungeheure Komplexität der Hirnprozesse betrachtet, die Frage aufwirft, ob die Möglichkeit dieser Behauptung je bestehen wird. Dieser klassische Reduktionismus, dass die Seele nichts anderes als das Feuern von Neuronen ist, kann in dem Sinne nicht komplett der Wahrheit entsprechen, als dass das Feuern von Neuronen nicht identisch dem Selbst-Erleben geistiger Zustände wie Wahrnehmen, Denken und Erinnern ist.

Die weiterhin bestehende Erkenntnislücke zwischen bewusstem Erleben und biologischen Prozessen kann selbst durch detaillierte Erkenntnisse über neuronale Prozesse nicht komplett geschlossen werden. Diese Erkenntnislücke, welche die

Wissenschaft zurzeit nicht fähig ist zu schließen, ergibt sich aus besonderen Eigenschaften des Bewusstseins. Wie bereits erwähnt versucht die Neurophilosophie subjektives Erleben auf objektive neuronale Strukturen zu beziehen. Diese subjektiven Erlebnisse werden in der Fachsprache auch „Qualia“ genannt und beinhalten beispielsweise Empfindungen wie Schmerz oder Freude. Warum eine Person die subjektive Empfindung von Trauer in einer bestimmten Situation erlebt, kann keine noch so detaillierte Beschreibung des neuronalen Geschehens abbilden, es kann nicht gedeutet werden warum etwas subjektiv erlebt wird. Bei Kopfschmerzen beispielsweise kann nur gezeigt werden, dass bestimmte Bereiche im Gehirn eine Aktivität aufzeigen, jedoch genügt dies noch nicht als Erklärung dafür, warum diese Aktivität zu dem Erlebnis von Schmerz führt. Daraus folgt, dass die neurowissenschaftlichen Ansätze das bewusste Erleben eben nicht komplett erklären können.

Oft wird die Annahme von Qualia, also dem subjektiven Erleben, jedoch bestritten oder wie in anderen Fällen wird mit einer Analogie der Erklärung des Bewusstseins zur Erklärung des Lebens argumentiert. Auch das Phänomen des Lebens galt lange Zeit als unerklärbar, jedoch konnte in diesem Bereich ein Großteil der Erklärungslücke durch die Fortschritte der modernen Biologie geschlossen werden. Das Leben an sich gilt heute grundsätzlich nicht mehr als unerklärliches Phänomen und eben diese Entwicklung erhoffen sich viele Forscher auch im Bereich der Bewusstseinsforschung.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass philosophische Grundtheorien, wie der anthropologische Dualismus nach Descartes, durch die Betrachtung verschiedener neuronaler Zustände und Prozesse an Relevanz und Glaubwürdigkeit verlieren. Eine strikte Trennung von Körper und dem denkenden bewusstseinsfähigen Teil des Menschen wird nicht mehr angenommen. Dennoch kann auch die

Neurophilosophie nicht von sich behaupten die Antwort auf all die grundlegenden Fragen gefunden zu haben, welchen sich die Philosophie seit Jahrhunderten widmet. Betrachtet man ein weiteres Problem, welches sich aus der Frage nach dem Bewusstsein ergibt, den freien Willen, so geraten die Erkenntnisse der Neurowissenschaften schnell an ihre Grenzen, wohingegen es eine Vielzahl an philosophischen Theorien gibt.

Doch statt sich gegenseitig ersetzen zu wollen, sollten beide Fachgebiete die eventuellen Möglichkeiten betrachten, die sich ergeben können. Viele Philosophen ahnen bereits, dass sie in der Zukunft auf die Daten aus Neurolaboren zurückgreifen müssen, um gut fundierte Theorien über das Bewusstsein aufstellen zu können. Auf der einen Seite bietet sich für die Philosophen

durch Kenntnisnahme der neurowissenschaftlichen Forschung die Möglichkeit ihre Positionen und die sich daraus ergebenden empirischen Konsequenzen präziser zu fassen, auf der anderen Seite kann auch die Neurowissenschaft durch die Konfrontation mit verschiedenen Weisen der philosophischen Interpretation profitieren.

Letzten Endes wird die Neurophilosophie nie in der Lage sein die ganze Komplexität des Bewusstseins zu erklären und an diesem Punkt sind Theorien der Philosophie Grundlage für das Streben der Menschen nach Erkenntnis. Demnach sind neurophilosophische Ansätze nicht in der Lage die Philosophie in ihrem Streben nach dem Bewusstsein komplett zu ersetzen.

Literatur

Das Bewusstsein und die Sinne - „Cogito ergo sum“. (o. D.). Lounge-cat. Abgerufen am 6. Juni 2021, von http://www.lounge-cat.com/schule/descartes_bewusstsein.html

Esfeld, M. (2001, 27. August). Gehirn und Geist. Eine überzeugende Zusammenführung von Philosophie und Neurobiologie. Spektrum der Wissenschaft. Abgerufen am 7. Juni 2021, von <https://www.spektrum.de/rezension/neurowissenschaften-und-philosophie/577234>

Harlis, W. (2015). Über den Begriff des Bewusstseins bei René Descartes. GRIN. Abgerufen am 6. Juni 2021, von <https://www.grin.com/document/441292>

Heinle, J. (2016). Bewusstseinstheorien. Philoclopedia. Abgerufen am 6. Juni 2021, von <https://www.philoclopedia.de/sonstiges/bewusstsein/bewusstseinstheorien/>

Leyh, A. (2013, 29. August). Wissenschaftsgeschichte: Bewusstsein, Philosophie & Hirnforschung. dasGehirn.info. Abgerufen am 6. Juni 2021, von <https://www.dasgehirn.info/denken/bewusstsein/auf-der-suche-nach-dem-geist-im-gehirn>

Massing, W. (1995, 1. April). Philosophie des menschlichen Bewußtseins. Spektrum der Wissenschaft. Abgerufen am 6. Juni 2021, von <https://www.spektrum.de/magazin/philosophie-des-menschlichen-bewusstseins/822253>

MAZ. (2014, 6. November). Ein Hirnforscher, Biologe und Philosoph gibt Antworten - Gibt es überhaupt eine Willensfreiheit? MAZ - Märkische Allgemeine. Abgerufen am 6. Juni 2021, von <https://www.maz-online.de/Nachrichten/Wissen/Gibt-es-ueberhaupt-eine-Willensfreiheit>

Roew. (2010). Philosophische Kritik an den Aussagen der Neurobiologie: die Geist-Gehirn-Problematik. Gym8-Lehrplan.Bayern. Abgerufen am 7. Juni 2021, von <https://www.gym8-lehrplan.bayern.de/content/serv/3.1.neu/g8.de/data/media/27424/Geist-Gehirn-Problematik.pdf>

Roth, G. (o. D.). Bewußtsein. Lexikon der Neurowissenschaft. Abgerufen am 6. Juni 2021, von <https://www.spektrum.de/lexikon/neurowissenschaft/bewusstsein/1446>

Roth, G. (2012, 23. Juli). Der Geist aus der Maschine. Tagesspiegel. Abgerufen am 7. Juni 2021, von <https://www.tagesspiegel.de/wissen/neurobiologie-der-geist-aus-der-maschine/6907160.html>

Roth, G. (2003). Fühlen, Denken, Handeln: Wie das Gehirn unser Verhalten steuert (Erste Auflage 2003). Suhrkamp Verlag.

Seele, Affekte, Wille - Ethik. (2006, 10. Dezember). Textlog. Abgerufen am 6. Juni 2021, von <https://www.textlog.de/35503.html>

Weber, C. (2014, 13. Januar). Grübeln an den Grenzen des Ichs. FOCUS Online. Abgerufen am 6. Juni 2021, von https://www.focus.de/wissen/natur/neurophilosophie-gruebeln-an-den-grenzen-des-ichs_aid_202098.html

Wikipedia-Autoren. (2006, 7. Juni). Neuronales Korrelat des Bewusstseins. Wikipedia. Abgerufen am 7. Juni 2021, von https://de.wikipedia.org/wiki/Neuronales_Korrelat_des_Bewusstseins#Philosophische_Probleme

|| TRADITION: WICHTIG, ODER KANN DAS WEG?

von Maximilian Kohl

Konservative Politik und Parteien nehmen insbesondere in Westeuropa immer mehr an Bedeutung und Zuspruch ab. Progressive Ideen dagegen werden immer populärer. Darin wird die stetige Veränderung von Normen und die Loslösung von althergebrachten Werten als Fundament einer aufblühenden Gesellschaft gesehen. Warum halten dennoch Menschen an alten Traditionen und Sitten fest?

Habermas stellt die These auf: Gesellschaften reproduzieren sich, indem sie vermeiden, dass zu viele Irrtümer tradiert werden.

Damit rückt er das Tradieren in die Nähe von Irrtümern und kann so als Skeptiker oder Kritiker der konservativen Sicht auf die Tradition betrachtet werden. Um zu einer Bestätigung oder Verwerfung der These zu kommen, muss man die Notwendigkeit des Tradierens beleuchten, welches hier der zentrale Aspekt der These zu sein scheint.

Der Begriff „Tradition“ und damit auch das „Tradieren“ geht auf das lateinische Wort „tradere“ zurück. Dieses lässt sich als überreichen und überlassen übersetzen. Also bezeichnet Tradition solche Güter, die von vorangegangenen Generationen stammen und in der gegenwärtigen Gesellschaft Bestand und Bedeutung haben.

Dies bringt uns zu der Frage, was und weshalb der Mensch tradiert.

Materielle Güter selbst sind aufgrund ihrer Natur ungeeignet, Tradition zu sein. Sie verfallen mit der Zeit und verlieren so ihre Funktion. Dadurch bleibt ihnen nur noch die Existenz als Erinnerungsstück. Allerdings können sie die Manifestation einer Tradition sein. Beispielsweise ist ein traditionell hergestelltes japanisches Schwert, das Katana, weder Tradition noch wird es wirklich

tradiert, also mit seinem vollen Wesensgehalt beibehalten, höchstens bloß weitergegeben. Insgesamt muss die

Tradition daher außerhalb des Materiellen liegen.

Das gesuchte Traditionsgut muss also im immateriellen Bereich liegen. Das immaterielle Gut, das von Generation zu Generation weitergegeben wird sind oft Ratschläge. Dazu passt auch, dass die meisten Menschen auf die Frage nach Tradition mit Sitten, Bräuchen und Werten antworten. Diese lassen sich als Handlungsanweisung zusammenfassen.

Um zu erklären, warum der Mensch solche Handlungsweisen tradiert, muss man auf die Natur des Menschen schauen. Der Mensch ist nach Herder verglichen mit den Tieren ein „Mängelwesen“. Tiere sind physisch spezialisiert, indem sie zum Beispiel mit natürlichen Waffen, schützendem Fell oder Instinkten versehen sind. Dieser Umstand hängt mit der Anpassung der Tiere an ihre Umwelt zusammen, wodurch sie zwar bestmöglich in ihrem ursprünglichen Lebensraum, aber nicht in verändertem oder gänzlich anderem Umfeld überleben. Der Mensch ist dagegen nicht auf diese Weise angepasst. Daher muss er sich eine neue, zweite Natur schaffen, die Kultur. Diese ergibt sich aus der vorausschauenden und planenden Denkweise des Menschen und hat neben dem bloßen Ausgleich der Mängel eine weite Konsequenz, sogenannte Institutionen.

Institutionen sind von Menschen erschaffene Konstrukte, die sich über lange Zeit entwickelt haben und sind dementsprechend recht starr. Beispiele dafür sind das Recht oder die Religion. Aufgrund ihrer langen Entstehungsdauer haben sie so vom einzelnen Menschen losgelöst und treten ihm

als äußere Macht gegenüber. Sie sollen dem Menschen helfen, indem sie die oben genannten Handlungsanweisungen erteilen, die nicht hinterfragt werden. Da wir der Tradition den Charakter als Richtlinien gebend bereits zugeschrieben haben, lässt sich darauf schließen, dass tatsächlich die Institutionen tradiert werden. So muss der Mensch nicht kontinuierlich selbst entscheiden, sondern

hält sich in bestimmten Situationen an die Handlungsanweisung einer Institution. Damit schränken sie die Freiheit des Menschen ein, was aber die Frage aufwirft, weshalb man diese Restriktion annimmt und ihr blind vertraut.

Die Menschen nehmen diese Institutionen hin, weil sie unter ständigem Verarbeitungs- und Reaktionsdruck stehen, den ihnen ihre Umwelt auferlegt. Diese als „discriminative

strain“ bezeichnete Belastung drückt sich beispielsweise in den vielen Entscheidungen aus, die vom Alltag bis hin zu Lebenszielen zu treffen sind. Da diese Entscheidungen zunächst völlig frei getroffen werden, wird das Verhalten des Menschen unvorhersehbarer. Die dadurch entstehende Unsicherheit führt gepaart mit der Überforderung des Menschen durch die permanent zu verarbeitenden Informationen und Entscheidungen zu Problemen, von Schwierigkeiten bei der eigentlichen Selbstverwirklichung bis hin zu psychischen Krankheiten. So scheint es dem Menschen an Sicherheit und Entlastung gelegen zu sein.

Die Institutionen sollen ihn nun entlasten. Sie geben dem Menschen durch ihre Handlungsanweisungen Entscheidungen vor, die, falls er sie in Frage stellt, ihn wieder zum „discriminative strain“ zurückbringen. Die Vorgaben bestimmen zum Teil das menschliche Handeln, haben aber den Anspruch dem Menschen dadurch Raum zu lassen sich ausgehend von diesem Handlungsgerüst zu entfalten, das heißt kreativ und schaffend tätig zu werden.

Werden die Institutionen diesem Anspruch gerecht?

Hierzu lässt sich eine Gespräch Gehlens und Adornos heranziehen.

Theodor Adorno verneint den letztendlichen Nutzen und stellt die Institutionen als überwiegend repressiv dar. Er geht sogar so weit von den institutionellen Vorgaben auf eine Heteronomie des Menschen, das heißt auf von außen kommender Beherrschung oder Fremdbestimmung zu schließen. Er deutet die Institutionen nicht nur als vom Menschen gelöst, sondern als feindlich, weil er in ihnen zwar auch die Entlastung durch Anweisungen, vor allem aber eine Last sieht, die gegenüber dem Menschen bedrohlich werden kann und von der er abhängig ist. Er kritisiert, die Menschen würden zu wenig auf eigene Entscheidungen treffen und insistiert auf einer radikalen Veränderung der Institutionen. Diese Ansicht begründet er damit, dass der Mensch völlige Entscheidungsfreiheit brauche, um objektives Glück zu erreichen, welches er als höchstes Ziel darstellt.

Arnold Gehlen hingegen verteidigt die Institutionen. Er wirft Adorno vor, er verweigere dem Menschen vorschnell das Glück, indem er es an totale Selbstbestimmung knüpft. Er spricht dem Aspekt der Sicherheit eine große Bedeutung zu und sieht in ihr ein ebenfalls bedeutsames Gut für den Menschen. Gehlen hält es für unsinnig, jedem Menschen jede Entscheidung zuzutrauen, weil dies ihn verunsichern, überfordern und schließlich unglücklich machen würde. Die Beseitigung von Institutionen brächte so eine Abnahme der Sicherheit, der Gesundheit und damit des Glücks des Menschen, wodurch das Glück als höchstes Ziel versperrt werden würde.

Ich schließe mich Gehlen an und halte die Institutionen für unverzichtbar für eine aufblühende Gesellschaft und eine gute Entwicklung des Menschen.

Dass Menschen Entscheidungen abgeben

und delegieren, hat erst zu funktionierender Zivilisation geführt. Durch das Spezialisieren eines Menschen auf einen Beruf war und ist dieser in der Lage, seine Tätigkeit immer weiter zu verbessern und Arbeitsschritte auszureifen. Als die Menschheit noch keine klar abgegrenzten Berufe kannte, war jeder damit beschäftigt, alles Lebensnotwendige für sich selbst zu beschaffen, was nicht selten Schwierigkeiten mit sich brachte.

Wir kennen das von Multitasking. Wenn man versucht viele Aufgaben gleichzeitig zu erledigen, sind oft alle Ergebnisse unter den Erwartungen und Ansprüchen, was zu Unzufriedenheit führt. Im Gegensatz dazu sorgt Konzentration auf eine Sache für bestmögliche Ergebnisse, weil so ein Ziel konsequent verfolgt wird und so die auf einen Gegenstand beschränkte Aufmerksamkeit des Menschen nicht hin und her wechseln muss.

Dinge, die wir oft tun, werden zur Gewohnheit. Unser Gehirn sorgt nach mehrfacher Wiederholung dafür, dass diese Prozesse automatisch ablaufen. Dadurch wird der Mensch psychisch entlastet und kann sich auf eine andere Tätigkeit fokussieren. Dieses biologisch in der Natur des Menschen veranlagte Prinzip ist nichts anderes als die Institutionen. Indem man einige Entscheidungen an die Institutionen abgibt, kann der Mensch wirklich frei und

Gesund sein.

Wir haben nun festgestellt, dass die Institutionen für den einzelnen Menschen unverzichtbar bedeutend sind. Daraus folgt, dass das Tradieren dieser Institutionen für eine fortbestehende Gesellschaft von ebenso existenzieller Bedeutung ist, weil erstens die Gesellschaft aus vielen Menschen aufgebaut ist und damit jeder Mensch zur Gesamtfunktionalität und Stabilität der Gesellschaft beiträgt und zweitens zwischenmenschliches Handeln nur dann auf fruchtbare Weise möglich ist, wenn die Menschen gemeinsamen Werten, also den oben als Handlungsanweisungen von Institutionen beschriebenen Richtlinien, folgen und ihr Handeln in gewisser Hinsicht absehbar und konsequent wird, wodurch Menschen sich einigen und aufeinander verlassen können.

Um auf die Eingangsthese von Habermas zurückzukommen und umzuformulieren: Gesellschaften reproduzieren sich, indem sie dafür Sorge tragen das umfangreich tradiert wird, weil sie sonst drohen, Irrtümern und Problemen zu erliegen, die durch das tradieren ausgeschlossen wären.

Literatur

Gehlen, Arnold: Anthropologische Forschung. Reinbek 1971, S.63ff.

Adorno, Theodor W., Gehlen, Arnold: Ein Streitgespräch. In: Grenz, Friedrich: Adornos Philosophie in Grundbegriffen. Frankfurt 1974, S.242ff.

|| IST TOTALITÄRE HERRSCHAFT NOTWENDIGERWEISE MIT TERROR VERBUNDEN?

anonym

Wären Nationalsozialisten auch ohne ihren Terror an die Macht gekommen? Wäre es möglich gewesen, ein totalitäres Regime aufzubauen, ohne Akte des Terrorismus zu vollführen? Dies sind Fragen, die sich mit folgender Frage zusammenfassen lassen: Ist totalitäre Herrschaft zwingend mit Terror verbunden? Der folgende Essay befasst sich mit eben dieser Fragestellung und behandelt sie auf Grundlage von Hannah Arendts „Elemente totalitärer Herrschaft“ aus dem Jahre 1951.

Zunächst einmal gilt es, in Hinblick auf diese Fragestellung, sowohl die Begriffe „totalitäre Herrschaft“ als auch „Terror“ zu definieren. Totalitäre Regierungen streben danach, ihre Bevölkerung in allen sozialen Bereichen zu beeinflussen und zu verändern. Totalitarismus oder totalitäre Herrschaft wird des Weiteren auch als Extremismus beschrieben, der an die Macht gekommen ist.¹ Dies ergibt dahingehend Sinn, da Hannah Arendt als Jüdin vor dem NS-Regime erst nach Frankreich und dann in die USA floh, ihr Werk also mit Blick auf das Reich der Nationalsozialisten schrieb und dieses als Beispiel nahm. Terror hingegen ist die systematische Verbreitung von Angst und Schrecken, oft unter Androhung und Anwendung von Gewalt. Terror steht nun erstmal mit Herrschaftsformen allgemein in dem Zusammenhang, dass Staatsterror, also Terror, der von den Herrschenden angewendet wird, zum Ziel hat, andere Meinungen und besonders die Opposition oder politische Minderheiten zu unterdrücken.² Totalitäre Herrschaft sei grundsätzlich nur möglich, wenn man den Menschen auf seine Reaktionen reduziere, ihn zu einem austauschbaren, ersetzbaren Reaktionsbündel mache, so Arendt. Hannah Arendt unterscheidet außerdem zwischen einfachen ein-Parteien-Diktaturen wie

beispielsweise dem Faschismus in Italien, und totalitären Diktaturen wie dem Nationalsozialismus oder Stalinismus, die, wie oben beschrieben, zum Ziel haben, jeden Menschen in allen Bereichen seines Lebens zu beeinflussen und zu verändern. Hannah Arendt fügt nun in ihrem Werk noch einen weiteren wichtigen Begriff hinzu: Propaganda. Propaganda diene dazu, große Volksmassen von einer Meinung zu überzeugen, durch gezielte Information bzw. Falschinformation. Propaganda unterscheide sich hier vom Terror, der nicht versteckt ist, sondern klar und eindeutig die Bevölkerung bzw. einzelne Menschen angreife. Nach Arendt sei Terror das Mittel, um eine bestehende Ordnung abzuschaffen, während Propaganda dazu diene, große Volksmassen zu überzeugen, wozu Terror jedoch nicht in der Lage sei. Arendt kritisiert außerdem die Annahme, dass sich Terror und Propaganda gegenseitig ergänzen. Sie erklärt, Propaganda gehe nach außen, ans Ausland oder Gegner des jeweiligen Regimes und werde des Weiteren zur psychologischen Kriegsführung verwendet. Anders jedoch der Terror: Dieser werde auch bei einer vollkommen gehorsamen Bevölkerung fortgesetzt, er erreiche sogar erst dann sein gesamtes Ausmaß. Sie erklärt, dass totalitäre Regierungen den Terror bald nicht nur gegen Gegner, sondern auch gegen ihre Anhänger wenden würden, um ihre Regeln, Gesetze oder

Meinungen durchzusetzen, womit Terror, wie oben genannt, zur Regierungsform werde. Arendt zeigt dies am Beispiel von Konzentrationslagern, die Inbegriff totaler Herrschaft seien. Während hier Terror (eindeutig) angewendet worden sei, sei Propaganda verboten gewesen. Daraus folgt folgende These von Arendt: Terror sei wie das wahre Wesen von totalitärer Herrschaft,

während Propaganda „nur“ als ein Instrument dieser fungiere. Damit beantwortet sie auch meine Frage nach der Notwendigkeit von Terror bei totalitärer Herrschaft. Sie sagt, totalitäre Herrschaft sei ohne Terror nicht möglich, da in ihm erst das wahre Wesen von totaler Herrschaft hervorkommt.

Sie unterscheidet hier nicht zwischen den einzelnen totalitären Regimen, sondern fasst das ganze relativ grob. Meiner Meinung nach ist das etwas ungenau, Stalinismus und Nationalsozialismus gleichzusetzen, denn, ja, da stimme ich Hannah Arendt zu, beide hatten als Ziel, in alle Lebensbereiche ihrer Untertanen einzugreifen und taten dies auch. Beide herrschten mit Terror und gingen hart gegen ihre Gegner vor. Jedoch hatten beide grundlegend unterschiedliche Ziele und Strategien, diese zu erreichen. Die Zusammenfassung und vor allem das unter einen Hut stecken von Nationalsozialismus und Stalinismus kam natürlich vor allem in den USA der 50er und 60er Jahre, in die Hannah Arendt immigrierte und die vom in der Vergangenheit liegenden Zweiten Weltkrieg und dem sich anbahnenden zukünftigen Kalten Krieg geprägt waren, sehr gut an und fand viele Anhänger und Befürworter. Ich würde Hannah Arendt auch noch in einem weiteren Punkt widersprechen, nämlich in dem, dass Propaganda nur ein Instrument des Totalitarismus ist und nicht so bedeutsam wie Terror. Ich denke, dass Propaganda eher eine Form des Terrors darstellen kann, gerade in heutiger Zeit, fast 70 Jahre nach dem Erscheinen von Arendts Werk. Gerade heute ist gezielte Information und auch gezielte Desinformation, besser bekannt als „fake news“ sehr wichtig geworden und spielt eine sehr wichtige Rolle in der Politik, wie man beispielsweise bei der US-Wahl 2016 sehen konnte. Zwar sind diese Information und Desinformation nicht unter dem Begriff „Propaganda“ sondern „fake news“ bekannt, dennoch ist sie von ungeheurer Bedeutung. Um zu meiner Fragestellung zurückzukommen: Erst einmal gibt es, anders als zur Zeit Hannah Arendts, kein

Beispiel für totalitäre Herrschaft in Europa, weshalb ein schnelles „Zeigen am Beispiel“ schwerfällt. Würde man die Frage mit ja beantworten, so würde man gleichzeitig sagen, dass Totalitarismus mit Gewalt oder zumindest der Androhung von Gewalt zusammenhängt bzw. Gewalt und Androhung von Gewalt benötigt. Schaut man sich nun Beispiele an, den Stalinismus oder Nationalsozialismus bspw., so sieht man diese These bestätigt. Stalinismus und Nationalsozialismus sind in der Zeit von 1933 und 1945, der Zeit, in der beide an der Macht waren, für etwa 14 Millionen Tote in Europa verantwortlich,³ was wohl ein deutlicher Beweis für die Verknüpfung von Terror und Totalitarismus ist. Es lässt sich außerdem in der Vergangenheit kein Beispiel für eine terrorfreie totalitäre Herrschaft finden. Dies könnte damit zusammenhängen, bzw. hängt damit zusammen, dass totalitäre Herrschaft ja zum Ziel hat, das Volk zu beeinflussen, was natürlich deutlich leichter fällt, wenn man es mit Gewalt einschüchtert und Gegner ausgrenzt und beseitigt. Vielleicht ist deswegen Terror auch unausweichlich für den Totalitarismus, was erneut der Mangel an totalitären Herrschaften ohne Staatsterror nahelegt.

Abschließend möchte ich sagen, dass ich Arendt zu großen Teilen zu stimme, gerade im Bezug auf ihre Definition von Totalitarismus, jedoch ihren Vergleich von Stalinismus und Totalitarismus kritisch sehe. Die Eingangsfrage, ob Terror für totalitäre Herrschaften notwendig ist, würde ich mit einem ja beantworten, da Terror die Erreichung des Ziels des Totalitarismus sehr erleichtert und sich damit fast notwendig macht. Jedoch nur fast, denn grundsätzlich bedarf der Totalitarismus keines Terrors, dieser begünstigt ihn nur.

Literatur

Jaschke, H.: Totalitarismus Unter: <https://www.bpb.de/politik/extremismus/linksextremismus/33699/totalitarismus>

Schubert, K.; Klein, M.: Das Politlexikon

Beintker, N. über: Snyder, T.: Bloodlands (2010)

DER LANGE WEG ZUR WAHRHEIT.

Rationalität angesichts moderner Relativierung von Moral und Wahrheit

von Joel Albrecht

Bis vor fünfhundert Jahren glaubte ein großer Teil der Menschheit, dass unser Sonnensystem um die Erde kreist. Dieser Glaubenssatz beruhte allein auf der angeblichen Unfehlbarkeit gewisser religiöser Institutionen. In einem System, aus Sätzen aufgebaut, die bereits implizit die Überzeugung enthalten, dass sie wahr sind, kann man keine Kritik am Wahrheitsgehalt eben dieser Thesen äußern. Die Unmöglichkeit vom Zweifeln am vermeintlich Unbezweifelbaren ist ein grundlegend beabsichtigter Widerspruch. Historisch hat sich nun wieder und wieder gezeigt, dass der Anspruch alleiniger sowie absoluter Wahrheit selten Bestand hat. Tatsächlich scheint jeder Konflikt auf die Konkurrenz von Parteien rückführbar zu sein, welche jeweils die uneingeschränkte Richtigkeit der eigenen Position vertraten. Mit der Erkenntnis des Rationalismus, dass scheinbar objektive Fakten aufgrund menschlicher Unzulänglichkeiten immer ei-nen subjektiven Charakter enthalten, zerbrach dieses Konzept. Als zwingende Konsequenz ergab sich nun die Verankerung der Meinungsfreiheit als Grundrecht. Dieses ist heute relevanter als je zuvor: Mit dem Aufkommen der modernen, globalisierten Welt sind wir in einem wirklich beispiellosen Ausmaß verbunden. Jeder, der eine Verbindung zum Internet hat, kann und sollte das Recht haben, auf eine enorme Menge an Informationen zuzugreifen und am globalen Diskurs teilzunehmen, was von der modernen Gesellschaft weitgehend als großer Gewinn betrachtet wird. Dies hat jedoch zu einem besonderen Paradoxon geführt: Obwohl wir uns der Geschehnisse in der Welt mehr denn je bewusst sind, wurden unsere Reaktionen darauf merkwürdig relativ. Das ist natürlich ziemlich

überraschend: Man könnte erwarten, dass in einer Gesellschaft, in der wir mit allen kommunizieren können, Erfahrungen anderer fast visuell miterleben können, breit akzeptierte Werte und Wahrnehmungen entstehen können. Wir haben jedoch erkannt, dass das Gegenteil der Fall ist: Wir sind in eine Welt gestolpert, in der bedeutende Informationen routinemäßig banalisiert werden und die Gewalt, die an Einzelpersonen begangen wird, je nach Nationalität oder gesellschaftlicher Stellung der Opfer eine Rolle spielt. Unsere Unfähigkeit die Sachlage in ihrer Vollständigkeit zu begreifen etabliert sich in einem Standard, in dem wir Nachrichten selektiv auswählen oder vorgeschlagen bekommen. Der Hinweis, dass Medienkonzerne als profitorientierte Unternehmen ihre Zielgruppen möglichst befriedigen wollen, erübrigt sich.

Es ist einfacher die eigene Meinung durch immer weiter ausufernde Behauptungen gegen Kritik zu verteidigen, als die ursprüngliche Position zu revidieren. Nun muss jede dieser Aussagen widerlegt werden, was in einem System aus verschachtelten Überzeugungen resultiert, welches darauf abzielt die einzelnen zugrundeliegenden Denkmuster zu immunisieren – ein verschleierter infiniter Regress, der eine neue Art von Dogmatismus schafft. Die Beobachtung einiger Akteure, dass in einer Zeit, in der es immer schwieriger wird, Informationen zu prüfen, emotional konnotierte Argumente unter Berufung auf die Meinungsfreiheit besonderen

Erfolg verzeichnen, hat zu einer beispiellosen Polarisierung innerhalb

ehemals nahezu homogener Gruppen geführt. Das begünstigt die Formierung von ideologischen Gruppen mit exklusivem Selbstverständnis. Empirische Falsifikation ist nicht mehr Anlass zur Korrektur von Überzeugungen, sondern wird gar zum Beweis eben dieser Theorien erhoben. Ein Hinweis auf Inkonsistenzen reiht sich nahtlos in die Stigmatisierung von Andersdenkenden als Gegnern ein, welche niemals objektiv sein könnten und deren Kritik dementsprechend vernachlässigt werden kann. Diese Argumentation gilt insbesondere – aber eben nicht ausschließlich – bei der Herausbildung von Verschwörungstheorien, welche in diesem Zusammenhang häufig als Beispiel angeführt werden.

Es gibt viele Gründe für diesen Trend: Wir können auf die Informationsüberflutung unserer Existenz in den sozialen Medien hinweisen, auf die kognitiven Verzerrungen, die sich auf die Art und Weise auswirken, wie wir Informationen betrachten, abhängig von ihrer Nähe zum Alltag oder dem Mangel an Konsequenzen. Viele Menschen scheinen dieses Gefühl zu haben, wenn es um Gewalt geht. Scheinbar macht es einen riesigen Unterschied, ob Menschen in unsere Nachbarschaft oder am anderen Ende der Welt getötet werden. Diesbezüglich betonen wir dann die psychologische Bedeutung von physischem Abstand in unserem Denken. Das mag sogar stimmen: Tatsache ist jedoch, dass wir zwar verstehen, warum dies geschieht, das Ganze dadurch aber keineswegs besser wird. Eine Akzeptanz dieser Vorgänge, obwohl man sie begreift, ist sogar noch problematischer. Das Ergebnis ist eine zunehmende Fragmentierung der Meinungslandschaft. Damit sind wir an einen Punkt gelangt, in dem der fortwährende Zyklus aus Selbstbestätigung gepaart mit der – meinetwegen unterbewussten – Ausblendung von Kritik immer tiefere Gräben

zwischen den Menschen zieht.¹ Welche Bedeutung hat dies jedoch konkret für unsere Gesellschaft? Wenn wir sämtliche Grundsätze als fehlerhaft abtun könnten, dürfte uns die Relativierung des Wertes des menschlichen Lebens nicht sehr stören: Es wäre tatsächlich ein logisches Ergebnis. Ohne das Konzept der Menschenrechte könnten wir leicht zu einem individuell-zentrierten Moralsystem gelangen, in dem es selbstverständlich ist, den Wert jedes Einzelnen je nach seiner Beziehung zu uns zu relativieren – das ultimative Mittel gegen schlechtes Gewissen. Ausgedrückt wird dies darin, erst Werturteile zu fällen und anschließend Informationen zu ignorieren und Fakten so auszuwählen, dass sie die ursprüngliche Meinung bestätigen – in dieser Sentenz ist bereits der gesamte Prozess der modernen Theorienbildung enthalten.

In seiner Predigt anlässlich der Papstmesse 2005 propagiert Kardinal Joseph Ratzinger (der spätere Papst Benedikt XVI.) eine sich anbahnende „Diktatur des Relativismus“ in den modernen westlichen Wertesystemen. Obwohl polemisch formuliert, ist die Diagnose, wie zuvor dargestellt, grundsätzlich zutreffend; die Behandlungsmethode, für die er plädiert, jedoch fehlgeleitet. Der Rückschritt einer aufgeklärten Gesellschaft zu rudimentären Erklärungsmodellen, die nicht in der Lage sind, Fehler einzugestehen, sich weiterzuentwickeln und kritisch den eigenen Wahrheitsanspruch zu hinterfragen, wäre rational nicht vertretbar. Der größte Erfolg der Aufklärung ist zweifellos die Unterbrechung der bedingungslosen Tradierung derartiger Denkschulen. Deshalb sind statische Doktrinen nicht die Antwort auf eine sich ständig verändernde Welt.

¹ Natürlich gibt es in diesem speziellen Fall als auch im allgemeinen immer Ausnahmen. Das gilt es zu beachten, wenn Aussagen über die Gesamtheit von Dingen getroffen werden. Insofern ist auch die Formulierung dieses Essays stellenweise unzutreffend und kritisch zu betrachten.

Der häufig attestierte Werteverlust der Postmoderne² ist auch keine Folge der Vernachlässigung einer allgemeingültigen Letztbegründung, sondern der Erkenntnis, dass diese schlichtweg nie existiert hat. Dennoch hat dieser historische Fehlschluss überhaupt erst ermöglicht, dass wir uns zu Gesellschaften zusammenschließen. Wir arbeiten zusammen, weil wir an der Idee eines Volkes glauben, weil wir glauben, dass wir Deutsche oder Russen sind; wir glauben an Gott, Marktwirtschaft, Gerechtigkeit und sonst noch was. Das sind alles Konstrukte: Es gibt kein Deutschland oder keine Marktwirtschaft. Wenn wir alle eines Tages gemeinsam beschließen würden, nicht mehr daran zu glauben, hätten sie keinerlei Wert mehr. Und das passiert ständig: Die Geschichten, die wir uns erzählen ändern sich.

„Im Allgemeinen scheinen wir in solchen Fällen in der Lage zu sein, einen Widerspruch zu erzeugen: Wenn (P) wahr ist, sollten wir an (P) glauben; aber (P) zu glauben macht es wahr, und es wäre besser, wenn (P) nicht wahr wäre; wir sollten also nicht an (P) glauben.“

Es ist also nur die Tatsache, dass eine große Anzahl von Menschen an diese Dinge glaubt, was sie sehr echt macht. Und tatsächlich können wir eines Tages entscheiden, dass wir nicht an einen Staat glaube und versuchen, über die Grenze zu gehen, weil es offensichtlich keine Grenze ist - aber die Wachen dort glauben daran, und so würden wir für ein Verbrechen bestraft, das wohl nicht real ist. Insofern scheint es überhaupt keine Rolle zu spielen, was wahr ist, schließlich regelt sich das gruppeninterne Zusammenleben durch unsichtbare Dynamiken selbst. Aus den vorherigen Überlegungen ergeben sich nun zwei zentrale Fragen:

(I) Wenn weder von Faktengleichgültigkeit noch dogmatischen Glaubenssätzen erwartet werden kann, dass sie eine aus kritisch-rationaler Perspektive vertretbare Gesellschaft hervorbringen können, auf welcher erkenntnistheoretischer Grundlage soll dann unser Weltbild beruhen?

(II) Warum sollten wir überhaupt noch nach Wahrheit streben?

Ich möchte behaupten, dass es für beide (I) und (II) eine gemeinsame Antwort gibt. Diese soll nun in groben Zügen skizziert werden: Die Bedeutung der Wahrheit erwächst aus ihrer Universalität. Sollte sie in Reinform existieren; so ist sie ihrer Natur nach unabhängig vom Individuum. Aktuell praktizieren wir eine Lebensweise, in der die konzeptuellen Sphären der Gesellschaft weitgehend abstrahiert voneinander existieren; Wahrheit ohne Macht ist aussichtslos, Macht ohne Wahrheit dagegen ungerecht. In einem System, in dem Wahrheit und Macht kongruent sind, wird Gerechtigkeit überhaupt erst möglich. Hinter dieser Schlussfolgerung sollten wir uns als Menschen vereinen: Wenn wir glücklich, sicher und frei leben wollen, braucht es universelle Grundsätze, die keinen benachteiligen. Das Streben nach Wissen enthält dadurch auch einen moralischen Verpflichtungscharakter, dem wir uns nicht entziehen können, denn wir können ebenfalls nicht beanspruchen richtig zu handeln, wenn wir über unvollständige Informationen verfügen. Damit ist allerdings auch die Einsicht verbunden, dass eine Letztbegründung unerreichbar ist, worin wiederum das zutiefst menschliche Spannungsverhältnis zwischen der Unvollkommenheit unserer Erkenntnisfähigkeit und dem von

² Dieser Diagnose würde ich übrigens widersprechen. Die fälschliche Interpretation des aktuellen Prozesses ist das Ergebnis der Verwechslung von Gemeinschaftswerten mit gesellschaftlicher Moral, dem Aufkommen völlig neuartiger ethischer Dilemmata und einer Reduktion von wünschenswertem Verhalten auf kategorische Pflichten. Letztere existieren weiterhin als nahezu unbestrittene und praktizierte Grundsätze. Eine ausführlichere Betrachtung ist jedoch nicht Thema und würde den Umfang dieses Aufsatzes sprengen.

begreifbaren Maßstäben losgelösten Ideal der Wahrheit widergespiegelt wird. Es ist absurd, trotzdem ist dieser Zustand nicht sinnlos. So formulierte es Camus einmal:

„Der absurde Mensch sagt ja, und seine Anstrengung hört nicht mehr auf. [...] Derart überzeugt vom ganz und gar menschlichen Ursprung alles Menschlichen, ein Blinder, der sehen möchte und weiß, daß die Nacht kein Ende hat, ist er immer unterwegs. Noch rollt der Stein. [...] Der Kampf gegen den Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen.“

Im Sinne einer kritischen Weltsicht müssen wir jederzeit bereit sein, unsere grundlegendsten Werte und Überzeugungen zu hinterfragen, anzuzweifeln aber auch um sie zu verteidigen im Dialog für sie einzustehen. Der Kollaps ehemals zuverlässiger Modelle ist hierbei unausweichlich. Eine falsch verstandene Meinungsfreiheit zur Rechtfertigung von Doktrinen, die Gleichstellung der Gültigkeit verschiedener Überzeugungen, das vermeintliche Recht des Einzelnen auf seine persönliche Wahrheit als Reaktion auf die Unmöglichkeit von Letztbegründungen zu deuten, ist Heuchelei. Diese impliziert nämlich nicht, dass jegliche Aussagen epistemologisch in ihrem Wahrheitsgehalt gleichwertig sind. Doch wenn wir uns unseres Verstandes bedienen, wozu wir nun mal verpflichtet sind, können wir aus inhärenten oder externen Widersprüchen folgern, welche Auffassungen nicht wahr sein können. Und obgleich gesellschaftliche Realitäten wohl bloße Konstrukte sind, bedeutet das nicht, dass sie keine einflussreichen sind. Kollektiver Glaube an Unwahrheiten kann zwar auch funktionierende³ Systeme hervorbringen, aber eben keine universell-moralischen. Aus diesen Gründen ist es notwendig, Wahrheit als oberstes Gut zu verstehen, und dabei können wir keine Kompromisse eingehen: Meinungsbildung muss sich von einer

passiven Informationsüberschüttung wieder zurück zu einem aktiven Prozess entwickeln. Die Lösung für ein Zusammenleben jenseits von epistemologischer Verneinung und dogmatischer Bejahung ist das kritisch-rationale Streben nach Wissen und dessen praktische Umsetzung in einer kategorischen Ethik; bei gleichzeitiger Akzeptanz, dass ebendas in Absolutheit letztlich unmöglich sein muss.

Diese Straße zur Wahrheit ist lang und beschwerlich; ihr Pfad reicht bis über den Horizont hinaus, jeder Schritt erfordert Anstrengung und jedes Umkehren, wenn man sich in der Richtung geirrt hat, schmerzt; man kommt dem Ziel zwar näher, aber ohne es jemals zu sehen; es folgt letztlich die Erkenntnis, dass der Weg von Anfang an unmöglich war, und dennoch: Wir müssen ihn beschreiten.

³ das heißt: selbsterhaltende

Literatur

Radka, P. (2018). Left Behind: The Hypocrisy of Normalising Human Rights Violation.

Ratzinger, J. (2005). Missa Pro Eligendo Romano Pontifice [Rede]. Vatican.

Haslanger, S. (2007). Social knowledge, social structure and ideology critique. *Philosophical Issues* 17

Camus, A. (2000). Der Mythos des Sisyphos. Ein Versuch über das Absurde. (6. Aufl.). Rowohlt Tb.

|| DIE REGELUNG DER TRIAGE PER GESETZ

von Johannes Berg

Wir schreiben das Jahr 2020. Ganz Europa wird von einer Pandemie in Schach gehalten, der SARS Cov-2 Pandemie, im Zuge derer bereits viele Intensivstationen an ihre Auslastungsgrenze gestoßen sind, wie beispielsweise in Italien oder Spanien. Obgleich dieser Fall in Deutschland bislang noch nicht eingetreten ist, muss schon jetzt eine Regelung geschaffen werden, die diesen Extremfall regeln kann.

Das grundsätzliche Problem ist, dass es bei einer Überlastung der Intensivstationen mehr behandlungsbedürftige Patienten gibt, als Ressourcen zu Verfügung stehen. Folglich können nicht alle Patienten behandelt werden. Aber wie soll ausgewählt werden, wer die intensivmedizinisch kurative Behandlung bekommt und wer lediglich palliativmedizinisch schmerzlindernd bis zu seinem Tod begleitet wird? Wie kann dieses ethisch hoch brisante Dilemma auf seine elementarsten Fragen herunter gebrochen werden, sodass es eine im Ernstfall tatsächlich anwendbare Lösung gibt?

Hierzu äußerte sich der Deutsche Ethikrat als beratende, normative Institution in seiner AD-HOC- Empfehlung „Solidarität und Verantwortung“ (27.03.2020, S.4). In dieser statuiert er, dass *„der Staat [...] menschliches Leben nicht bewerten, und deshalb auch nicht vorschreiben [darf], welches Leben in einer Konfliktsituation [katastrophalen Ausmaßes] zu retten ist.“* Die Argumentation des Ethikrates stützt sich dabei auf die fundamentalen Grundlagen unserer Rechtsordnung, die auch in solchen Ausnahmezuständen unbedingt zu garantieren sei.

Doch wirft diese Stellungnahme des Deutschen Ethikrates viele Fragen auf: Wenn nicht der Staat entscheidet, nach welchen Kriterien eine Triage durchzuführen ist, wer entscheidet es sonst? Wer garantiert für die

Richtigkeit der getroffenen Entscheidungen, wenn es keinen gesetzlichen Rahmen gibt? Sollen in einer solchen Situation eher utilitaristisch so viele Menschenleben wie möglich gerettet werden und der Staat dazu konkrete Regelungen formulieren, die das möglich machen, oder ist hier deontologisch zu argumentieren, was dem Staat letztlich verbietet die Menschenwürde anzutasten, was bei einer Triage Regelung allerdings zwangsläufig erfolgen muss, da schließlich zwei Menschenleben miteinander verglichen werden müssen?

„Die Würde des Menschen ist unantastbar“ – An oberster Stelle steht in Deutschland das Grundgesetz, das ist zunächst auch im katastrophalen Notstand der Fall. Dieses garantiert jedem Menschen die Unantastbarkeit seiner Würde und die Gleichbehandlung, der Staat darf also schon allein wegen dieser beiden Grundsätze nicht vorschreiben, welches Leben schutzbedürftiger oder des Rettens werter ist.

Argumentiert man ab dieser Stelle utilitaristisch, so muss man zu dem Schluss kommen, dass die Lebenserwartung bei einer intensivmedizinischen Behandlung stark vom Gesundheitsstatus der Patienten abhängt. Das wiederum bedeutet, dass Menschen, mit einem besseren Gesundheitszustand eine höhere Überlebenschance durch solche Therapien haben als solche mit einem schlechteren. Man wägt also utilitaristisch betrachtet die Menschenleben der zwei, oder mehr, um ein Intensivbett konkurrierenden Menschen gegeneinander ab unter Berücksichtigung des Kriteriums der höheren Überlebenschance. Dies hat dann wiederum zu Folge, dass mehr Menschenleben durch die verfügbaren Intensivkapazitäten gerettet werden können.

Die Annahme, die man an dieser Stelle also trifft, ist die, dass ein einzelnes Menschenleben weniger wert ist als viele Menschenleben. In der Praxis heißt das jetzt für unsere Fragestellung, dass der Staat aus einer utilitaristischen Argumentation heraus unbedingt Gesetze erlassen muss, die vorschreiben, vorrangig die Menschen zu behandeln, die die höhere Überlebenschance haben, um in der Summe die meisten Menschenleben zu retten und das geringste Übel, das geringste Leid in der Summe zu erzeugen.

Doch wie wird dadurch die Menschenwürde verletzt? Dazu müssen wir zunächst einmal die Menschenwürde definieren. Nach Kant resultiert die Menschenwürde aus der Menschheitszweckformel. Diese besagt, *„Handle so, dass du die Menschheit sowohl in deiner Person als in der Person eines jeden anderen jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst.“* (Immanuel Kant, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, a.a.O., S.77ff). Ein Mensch ist stets Zweck „an sich selbst“, ihm wohnt also eine Autonomie inne. Er darf nicht als bloßes Mittel zur Willensdurchsetzung eines anderen missbraucht

werden, sondern muss stets selbst als Zweck allen Handelns gesehen werden. Ein Mittel wird verwendet, um ein Bedürfnis zu erfüllen. Deshalb sprechen wir einem Mittel einen relativen Wert zu, einen Preis, der dem subjektiven Wert der Erfüllung dieses Bedürfnisses entspricht. Ein Zweck hat keinen relativen Preis, ein Zweck kann nicht einfach durch ein Äquivalent ersetzt werden, und hat somit einen absoluten, einen inneren Wert. Da nun ein jeder Mensch „jederzeit zugleich als Zweck an sich selbst“ betrachtet wird, hat ein Mensch keinen Preis, sondern einen inneren, absoluten Wert, eine Würde. Wenn wir nun zwei Menschenleben miteinander vergleichen, und zu dem Schluss kommen das eines mehr Wert ist als das andere, wie es im Einzelfall der Triage der Fall ist, so relativieren wir den inneren Wert dieser Menschen. Das Leben des einen Menschen bekommt also einen Preis

zugeschrieben und dieser ist das Ableben des anderen Menschen. Auch wenn wir uns die gesamtstaatliche Ebene anschauen, so werten wir hier das Leben einiger weniger Menschen gegen das von vielen Menschen, der Mechanismus bleibt aber der gleiche. Wir sprechen dem Leben von vielen Menschen den Preis des Ablebens der wenigen Menschen zu, und in diesem Moment, wenn das Menschenleben einen Preis bekommt, verletzen wir die Würde des Menschen. Der absolute innere Wert, der Selbstzweck des Menschen wird abgelöst durch die Relativierung seines Lebens. Deontologisch argumentiert kommen wir also zu dem Schluss, dass die Würde des Menschen verletzt wird.

Um nun folglich richtig zu argumentieren, müssen wir jetzt das Problem betrachten, das daraus resultiert, dass der Selbstzweck des Menschen und damit seine Würde in der Situation der Triage missachtet wird. Hier kristallisieren sich zwei Dimensionen heraus. Zunächst betrachten wir die rechtlichen Konsequenzen. Eine Verletzung der Würde des Menschen verstößt gegen Artikel 1 unseres Grundgesetzes und damit gegen die Grundlage unserer Vorstellung des deutschen Rechtsstaates. Dieser Verstoß gegen den wichtigsten Grundsatz unserer Verfassung erodiert somit unsere Wertevorstellung und muss abgelehnt werden. Die zweite Dimension stützt sich wieder auf die kantische Ethik, indem wir die Konsequenzen in der Argumentationskette von Kant rückwärts erschließen. Was passiert also wenn der Mensch sich nicht mehr selbst zum Zweck hat, wenn er instrumentalisiert wird, als Mittel für das Überleben eines anderen? Wir sprechen dem Menschen das Menschsein ab, wenn wir ihn als ein Mittel zur Verwirklichung von Bedürfnissen ansehen. Wir degradieren ihn zu einem Gegenstand. Da das Absprechen der Würde eines Menschen mit unserer Vorstellung von Moralität, ebenso wie mit unseren rechtsstaatlichen Prinzipien, im absoluten Gegensatz steht, müssen wir also schlussfolgern, dass die rein utilitaristische Betrachtungsweise der Triage unzulässig

und vehement abzulehnen ist.

Dies wird auch klar, wenn wir das Urteil des Bundesverfassungsgerichts zum Luftsicherheitsgesetz aus dem Jahr 2006 als Vergleich heranziehen. Dieses sagt aus, dass „Die Ermächtigung der Streitkräfte, gemäß §14 Abs. 3 des Luftsicherheitsgesetzes durch unmittelbare Einwirkung mit Waffengewalt ein Luftfahrzeug abzuschießen, das gegen das Leben von Menschen eingesetzt werden soll, [...] mit dem Recht auf Leben nach Art.2 Abs.2 Satz 1 GG in Verbindung mit der Menschenwürdegarantie des Art.1 Abs.1 GG nicht vereinbar [ist], soweit davon tatunbeteiligte Menschen an Bord des Luftfahrzeugs betroffen werden.“ Dies verdeutlicht nochmal die Rechtslage bei einer ähnlichen Situation wie der, der Triage, aus der geschlussfolgert werden kann, dass es bei der Triage rechtlich also auch nicht allein darum gehen darf, so viele Menschenleben wie möglich zu retten.

Dabei bleibt es jedoch unumstritten, dass in irgendeiner Art und Weise eine Triage stattfinden muss. Denn wenn man davon ausgeht, dass man bei einer Überlastung der Intensivstationen schlicht niemanden mehr behandelt, wäre zwar der Gleichbehandlungsgrundsatz erfüllt aber den Menschen nicht geholfen und somit die Funktion unseres Gesundheitssystems und des Staates verkannt.

Wir halten deshalb fest: Die Achtung der Menschenwürde ist die Grundlage unserer Gesellschaft, es geht bei der Frage nach der Triage also nicht nur darum so viele Menschenleben wie möglich zu retten. Gleichzeitig ist eine Triage unabdingbar, um überhaupt weiterhin Menschen zu behandeln. Warum soll der Staat also bei einer Streng deontologisch-prinzipiengeleiteten Politik bleiben und warum sind beispielsweise Fachgesellschaften besser dazu in der Lage Leitlinien zur Triage zu entwickeln als der Staat persönlich?

Dazu muss zunächst der Unterschied zwischen Staat und einer Fachgesellschaft aufgezeigt werden. Der Staat hat die Aufgabe allgemeine Gesetze zu erlassen, die die Maximen unseres Denkens, unserer Moral verkörpern, regeln und in der gesellschaftliche Realität verbindlich umzusetzen. Eine Fachgesellschaft

hat dagegen schlicht den Anspruch, für den sie betreffenden Bereich Leitlinien zu entwerfen, um die Prozesse beispielsweise in den Kliniken zu optimieren. Diese Empfehlung für Optimierungen richten sich wiederum nach der aktuellen Gesetzeslage, der Situation im Klinikalltag sowie ebenfalls nach unseren moralischen Vorstellungen.

Im Gegensatz zu Gesetzen haben Leitlinien aber niemals den Anspruch einer allgemeinen Gesetzgebung, sondern lediglich der Prozessoptimierung und Orientierungshilfe im Klinikalltag. Damit sind sie nicht rechtlich bindend und haben auch nicht den gleichen normativen Charakter wie staatliche Gesetze. Zwar kann man sich gerade bei einer undurchsichtigen Gesetzeslage auf solche Leitlinien berufen, jedoch bleibt es vor allem die Verantwortung des Einzelnen, wie er oder sie in der Situation handelt. Wenden wir dies also wieder auf unser Beispiel der Triage an. Angenommen der Staat erlasse ein Gesetz, das, nach Vorbild der Schweiz, allen Menschen über 85 Jahren mit einer prognostizierten Lebenserwartung von unter zwei Jahren das Recht auf einen Beatmungsplatz pauschal absprache. So ist dies ein allgemeingültiges Gesetz, es hat normativen Charakter und es sind alle Kliniken in Deutschland verpflichtet sich genau daran zu halten. Abweichungen von diesem Gesetz, auch aus moralischen Gründen, sind formal rechtswidrig und können maximal durch die Auslegung des Gesetzes durch die Judikative legitimiert werden. Es garantiert auf der anderen Seite aber auch eine Rechtssicherheit für die Kliniken und ihre Angestellten. So können sich diese im Falle einer Anklage vor Gericht auf genau dieses Gesetz berufen und

demnach nicht verurteilt werden.

Bei einer Leitlinie zeichnet sich dahingegen ein anderes Bild ab. Die Fachgesellschaftlichen Leitlinien sind eben nicht rechtlich bindend, die Kliniken können sich nach ihnen richten, sie bilden eine Orientierungshilfe, doch wenn die Kliniken beziehungsweise die behandelnden Ärzte selbst moralische Bedenken erheben und diese Leitlinie deshalb nicht ausführen möchten, so hat dies erstmal keinerlei rechtliche Konsequenzen. Das bedeutet, dass ein Staat dadurch, dass er Regelungen den Fachgesellschaften überlässt, Orientierungshilfen ermöglicht, von denen im Einzelfall aber ohne Probleme abgewichen werden kann, wenn es eine bessere Alternative gibt. In einer ethisch so undurchsichtigen und kontroversen Lage, wie sie am Anfang der SARS CoV-2 Pandemie der Fall war, in der in Tagen und Wochen praktisch anwendbare Regelungen artikuliert werden müssen, ist keine ausreichende Evaluation aller Möglichkeiten und ethischen Konsequenzen dieser durch die Parlamente möglich. Folglich kann der Staat den „richtigen Weg“ normativ überhaupt nicht vorgeben, weil niemand weiß, welcher der „richtige Weg“ eigentlich ist. Eine rechtlich bindende Gesetzgebung zu einem solchen Thema hätte also zur Folge, dass der Arzt und die Klinik, die die Regelungen umsetzen müssen, in ihrer Entscheidungsfreiheit eingeschränkt werden und eventuell bei Situationen, in denen die vorgeschriebene Gesetzeslage nicht zu den moralischen Werten unseres Landes passen, gegen die Moral handeln müssen, gegen ihre eigenen Überzeugungen, gegen die Überzeugungen ihres Landes, um im Recht zu bleiben.

Doch muss man auch bedenken, dass eine gut durchdachte Gesetzgebung dieses Problem umgehen könnte, gerade wenn nun einige Zeit zur Diskussion vorhanden war. Wenn wir dies einmal annehmen, dann hat eine rechtlich bindende Gesetzgebung natürlich auch ihre Vorteile. So ist an erster Stelle zu bedenken, dass die Leitlinien der

Fachgesellschaften zwar formal nicht rechtlich bindend sind, in der Praxis aber Gesetzescharakter haben. Denn wenn es wirklich zur Anklage eines Arztes auf der Intensivstation kommt, so kann dieser, vorausgesetzt er hat nach eben diesen Leitlinien gehandelt, mit einer entschuldigenden Nachsicht in der Rechtsprechung rechnen. Das heißt im Umkehrschluss, dass sich jeder Arzt, der sich aus eigener moralischer Überzeugung oder ähnlichen Beweggründen gegen eine solche Leitlinie stellt, einem Rechtsrisiko aussetzt. Er macht sich zwar nicht direkt strafbar, läuft aber Gefahr sich strafbar zu machen. Damit wäre die Leitlinie zwar nicht direkt rechtlich bindend, aber indirekt bindend. Und hier kommt ins Spiel, dass die Fachgesellschaften keine gewählten Parlamente, keine gewählten Volksvertreter sind. Es wird also nach der Meinung weniger Experten eine moralisch sehr kontroverse Frage entschieden, anstelle durch die gewählten Vertreter des Volkes und damit durch das Volk. Das kann zwar ein Nachteil sein, kompensiert allerdings auf der anderen Seite die vorhandenen, nicht zu leugnenden Probleme der repräsentativen Demokratie. So können unsere Politiker zwar schnell über Gesetze wie das Kurzarbeitergeld entscheiden, allerdings wohl kaum eine ethisch-philosophische Debatte über eine Gesetzgebung zur Triage in gleicher Geschwindigkeit und mit gleicher Fachkenntnis führen. Das übersteigt schlicht ihre Kompetenzen, wodurch sich diese ohnehin Expertenmeinungen heranziehen würden. Weshalb sollen die Experten also nicht direkt befragt werden?

Nach Jürgen Habermas (Habermas 1992, S. 138) hat der Staat die Aufgabe als eine „administrative Macht“ über das Volk auszuüben, welches wiederum mittels seiner „kommunikativen Macht“ dem Staat den Inhalt der Politik durch einen argumentativ geleiteten Diskurs vorgibt. Da diese zwei Mächte aufeinander angewiesen sind, also sowohl der Staat als administrative Macht auf den Diskurs in Form der kommunikativen Macht des Volkes, durch welche er letztlich

seine Legitimation erhält, als auch das Volk der administrativen Macht des Staates bedarf, die sich als Organisationmacht in der Frage der Triage äußern sollte. Das bedeutet, dass Habermas zwar nicht vorgibt, was in der Regelung des Staates geregelt werden solle, jedoch sehr entschieden sagt, dass es gerade in einer so strittigen Situation wie der der Triage einer staatlichen Regelung zwingend bedarf. Dieser Diskurs, durch den das Volk seine kommunikative Macht ausüben muss, soll dabei nach Habermas vor allem durch den zwanglosen Zwang des besseren Arguments geleitet sein und eine breite Masse an Meinungen aus der Bevölkerung abbilden, da dies allerdings in der SARS CoV-2 Pandemie nicht in ausreichendem Maße möglich war, wäre für Habermas auch eine abgespeckte Form des Diskurses, der sich vor allem auf die Parlamente beschränkt, denkbar. Das Problem, das sich hier bei Habermas Argumentation allerdings ergibt, ist, dass die Umsetzbarkeit nicht gegeben ist. Dies liegt zum einen an einem strukturellen Problem: Dass der zwanglose Zwang des besseren Arguments in der Politik praktiziert wird, wäre zwar wünschenswert aber ist stand heute leider nicht der Fall. Zum anderen ist das bessere Argument in einer ethisch so verzwickten Situation gar nicht immer klar, sodass die Debatte deutlich prinzipiengeleiteter wäre, als Habermas das prognostiziert. Ein weiteres Problem ist bei einer Frage nach der Regelung der Triage in einer solchen Notfallsituation die Geschwindigkeit. Ein intensiver Diskurs des Volkes sowie des Parlaments war hier am Anfang der Pandemie nicht möglich, da akut innerhalb von Tagen oder wenigen Wochen Entscheidungen fallen müssen.

Hier kann die kommunikative Macht des Volkes nicht in ausreichender Geschwindigkeit urteilen, sodass sich auf Vertreter des Volkes und auf Expertengremien verlassen werden muss. Dies wiederum ist dann durch den Deutschen Ethikrat sowie verschiedenste Fachgesellschaften erfolgt, welche in kürzester Zeit praktische

Handlungsanweisungen an das medizinische Personal geben konnten. Der Staat hat dagegen in einer Situation, in der keine einheitliche, moralisch definitiv richtige Antwort gefunden werden kann, seine administrative Macht so auszuüben, dass die Ausführenden, in diesem Fall das medizinische Personal, in ihrem Handeln so gut es geht unterstützt werden und durch den Staat nicht an den falschen Stellen durch starre Gesetzesvorgaben für Dinge, die nicht in starre Gesetzesvorgaben passen, in ihrer moralischen Entscheidungsfreiheit eingeschränkt werden.

Ganz ohne eine Regelung, eine Orientierungshilfe oder ähnliches werden wir als Gesellschaft dem Problem, das sich für das medizinische Personal bei der ethischen Frage der Triage stellt, unseren Ärzten und Krankenpflegern nicht gerecht. Doch ein Gesetz, eine staatliche verbindliche Regelung der Triage, ist nicht mit unserer Vorstellung eines Rechtsstaates vereinbar. Dieser hat, wie der Deutsche Ethikrat bereits ganz richtig festgestellt hat, vor allem die Aufgabe nicht nur einfach utilitaristisch so viele Menschenleben zu retten wie möglich, sondern unsere Rechtsordnung und hier besonders die Würde des Menschen zu schützen. Dies kann er nur tun, indem die Menschenwürde per Gesetz garantiert bleibt. Da eine Regelung zur Triage, egal von wem diese nun getroffen wird, immer mit der Würde des Menschen in Konflikt stehen muss, da es bei der Triage aus Ressourcenknappheit eben um eine Abwägung von Menschenleben geht, kann und darf der Staat nicht vorschreiben welches Leben in einer solchen Situation vorrangig zu retten ist. Stattdessen müssen diese Orientierungshilfe in anderer Form bereitgestellt werden, nämlich, wie es in Deutschland bereits geschehen ist, durch eine fachgesellschaftliche Leitlinie, welche sich an den Grundsätzen unserer Moralvorstellungen, wie sie auch im Grundgesetz verankert sind, orientiert. Der Argumentation des Ethikrates ist also vollständig zuzustimmen.

Literatur

Immanuel Kant, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten

Jürgen Habermas, Faktizität und Geltung, 1992

Deutscher Ethikrat. "Ad-Hoc Empfehlung Solidarität und Verantwortung." 27 March 2020, <https://www.ethikrat.org/fileadmin/Publikationen/Ad-hoc-Empfehlungen/deutsch/ad-hoc-empfehlung-corona-krise.pdf>. Accessed 18 December 2021.

Ratzel Rechtsanwälte. "Ihre Fachanwälte für Medizinrecht - Triage – Entscheidung über die Zuteilung von Ressourcen.", 14 April 2020, <https://www.ratzel-rechtsanwaelte.de/aktuelles/corona-informationen/triage-entscheidung-ber-die-zuteilung-von-ressourcen-1-1>. Besucht am 18 Dezember 2021.

BVerfG. "Nichtigkeit der Abschussermächtigung im Luftsicherheitsgesetz." Bundesverfassungsgericht, 15 February 2006, https://www.bundesverfassungsgericht.de/SharedDocs/Entscheidungen/DE/2006/02/rs20060215_1bvr035705.html. Besucht am 18 Dezember 2021.

Raabe, Stephan Georg. "Politisches Bildungsforum Brandenburg - Wen soll man sterben lassen?" Konrad-Adenauer-Stiftung, 9 April 2020, <https://www.kas.de/de/web/brandenburg/publikationen/einzeltitel/-/content/wen-soll-man-sterben-lassen>. Besucht am 18 Dezember 2021.

Schmoll, Thomas. "Schwierige Diskussion über Kriterien der Triage in der Schweiz - n-tv.de." N-TV, 12 November 2020, <https://www.n-tv.de/panorama/Schwierige-Diskussion-ueber-Kriterien-der-Triage-in-der-Schweiz-article22164803.html>. Besucht am 18 Dezember 2021.

Schöne, Bettina, and G. Bichsel. "Konflikte wegen Corona: Wen soll man sterben lassen?" FAZ, 31 March 2020, <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/konflikte-wegen-corona-wen-soll-man-sterben-lassen-16703671.html>. Besucht am 18 Dezember 2021.

Tiedemann, Markus. "Entscheidung über Leben und Tod: Wie ethisch ist die Triage in der Corona-Pandemie?" Frankfurter Rundschau, 21 April 2020, <https://www.fr.de/kultur/gesellschaft/corona-pandemie-triage-ethik-entscheidung-leben-tod-13668836.html>. Besucht am 18 Dezember 2021.

|| BRAUCHEN WIR HEUTE NOCH WERTE?

anonym

Seit Menschen denken, Menschen Kulturen bauen, Menschen kultivieren, stützten sie ihr Handeln, Denken und Vorstellungen auf eines: Werte. Werte, um in erster Linie geregelt Zusammenleben zu schaffen, in zweiter Selbstlegitimität zu üben. Der Mensch bemisst Menschen anhand des Wertes ihrer Werte gemäß seinen Werten.

„Wie? ist der Mensch nur ein Fehlgriff Gottes? Oder Gott nur ein Fehlgriff des Menschen?“- schrieb schon Friedrich Nietzsche und eröffnete somit, durch Gott als Symbol für christliche und weltlich-humanistische Werte, als einer der Vorreiter der Moderne die Grundsatzfrage „Brauchen wir heute noch Werte?“ eine Kontroverse, die zur Betrachtung klarer Differenzierung in folgenden substantiellen Fragen bedarf; Was sind Werte? Wozu dienen Werte? Sind wir heute noch von deren Funktion abhängig?

Unter Werten versteht sich die Manifestierung einer menschlichen Eigenschaft, die als moralisch und ethisch gut empfunden wird; moralisch und ethisch gut innerhalb der Individuen-spezifischen Gesellschaft. Woraus folgt, dass Werte nicht kategorisch, sondern kulturspezifisch geschaffen und aufrechterhalten werden. Eine westliche Gesellschaft des 21. Jhd. hat sich selbst andere Werte - und wurde selbst auf anderen - errichtet als ein indigenes Volk der Frühzeit, das sich durch den tiefsten Dschungel Südamerikas kämpft. Somit sind Werte weder zeitlich- noch kulturell absolut, sondern relativ.

Obgleich Werte nun relativ und nicht absolut bestimmt sein mögen – sie sind es, die denn Menschen vom Tier abgrenzen und er selbst postuliert sie somit als eines seiner höchsten Güter. Seien es Kunst, Höflichkeiten oder auch Verhaltensdevisen, Kultur ist des Menschen Kleinod. Aus dieser Prämisse folgt, dass ein Mensch wertiger ist, je

kultureller er ist. Wobei dieser Wert von dem sozialen Umfeld und somit in Abhängigkeit von anderen Menschen gegeben wird. Hieraus an sich entsteht der Begriff der Wertegesellschaft. Werte schaffen, Werte erhalten, den Wert anderer

bemessen, alles Charakteristiken einer Wertegesellschaft. Um diese Charakteristika zu erfüllen, schafft der Mensch eine sozial – kulturelle Persönlichkeit.

Doch woher rühren Werte, die maßgeblich unser Leben bestimmen nun? Als biologisch-anthropologischen Ansatz lassen sich Werte und Normen als überlebenssicherndes Äquivalent zu Instinkten – derer der Mensch stark im Defizit ist – verstehen. Erst das Umformen der Natur hin zur Kultur ermöglichte dem Menschen das Überleben in der Welt, trotz mangels biologischen Rüstzeugs. Die Herkulesaufgabe, deren Überwindung den Siegeszug der Art Homo Sapiens begründete, war die Einigung auf die ersten Werte. Die Geburtsstunde der Kultur klang an.

Aus der Entstehungsgeschichte der Werte und ihrem aufgezeigtem Wechselgefüge zur Kultur schließt sich folgendes; Werte bedingen Kultur. Analog; Kultur bedingt Werte. Gesetz des Gegenteils, würden obiger Entstehungsprozess außer Kraft gesetzt und Kultur und Werte wären als Begriffe existent, doch handele es sich um inhaltslose Begriffe, die frei von jeglicher Substanz transzendental, nicht jedoch immanent vorlägen. Es entstünde eine logische Schlussfolgerung, die in Konflikt mit dem Menschen und der Kultur selbst stünde, denn ohne jene, wäre ebendieses - alles weltlich Empirische und Intelligible unserer Zeit, denn Ziel ist eine zeitgebundene Darlegung - nicht möglich. Deduktiv folgt ein Schluss, der ad absurdum abzulehnen ist.

Nun klärt sich das Bild, dass die Frage nach der Entsagung der Werte heutzutage eine Frage nach dem Loslösen von der Kultur darstellt. Gemäß tertium non datur bestehen hierbei zwei Möglichkeiten: eine amoralische, wertefreie Haltung oder wertebejahende Haltung.

Im Folgenden werden die Folgen beider Möglichkeiten in Bezug auf unsere real-

Wir brauchen heute noch Werte.

Unsere heutige Welt fußt vollkommen auf Werten. Hinter jeder Handlungsentscheidung, die wir treffen, steht die Abwägung zwischen verschiedenen Werten und persönlichen Empfindungen. Verflechtungen, Vereinbarungen und Erwartungen sind dadurch fundiert, dass bestimmte Werte als solche anerkannt und einen Grundkonsens bilden. Wenn Werte heute erhalten bleiben, bleibt es auch unsere Welt wie wir sie kennen. Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass die Existenz von Werten nicht auch deren Erfüllung garantieren; in unserer Wertewelt existieren Übel und viele Probleme der Moderne resultieren erst aus der Diskrepanz von Werten. Als stereotypisches Beispiel sind interreligiöse Konflikte zu nennen, die als fundamentalste solcher Wertekonflikte verstanden werden. Doch holistisch betrachtet überwiegt die intragesellschaftliche einende Funktion der Werte ihre intergesellschaftlich spaltende Funktion. Der Mensch hätte ein geregeltes und gesichertes Leben, welches er unter bestimmten Einschränkungen ausleben könnte.

existente Welt betrachtet, aufgrund dessen, dass die ursprüngliche Leitfrage nach der Aktualität der Werte einen Weltbezug und somit einen praktischen Ansatz verlangt.

Wir brauchen heute keine Werte mehr.

Unsere heutige Welt fußt vollkommen auf Werten. Indem wir uns von Werten abwenden, bricht die Welt, wie wir sie heute kennen zusammen. Gesetze, Regeln und Vereinbarungen verlören ihre Gültigkeit und Integrität. Aus einer Gesellschaft, der Gesetze hierarchisch übergeordnet sind, würde eine Anarchie, die sich keine Bürden von kulturellen Gesetzen selbst auferlegt hat. Die einzige gültige Regel wäre die Gesetzmäßigkeit des Stärkeren; ohne fremdbezogene Werte, ist das Ich die unabdingbar zentrale Singularität, um welche herum sich alles andere anzuordnen hat. Daraus folgt eine Haltung, die unbedingt die eigenen Bedürfnisse durchsetzen will und muss. Der Mensch hätte nichts mehr von dem, was wir heute unter „Menschlichkeit“ verstehen. Er wäre ein einziges Triebbündel, das auf den reinen Abbau von Triebspannungen aus ist. Genauso wie die Sicherheit der Moderne und ihrer Gesetze, wäre ebenso ihr unterdrückender Charakter und ihre Probleme Vergangenheit. Der Mensch hätte ein unregelmäßiges Leben, welches er frei von äußeren Zwängen einzig unter der Devise der Machthierarchie vollkommen frei ausleben könnte, jedoch ist er auch Gegenstand des freien Lebens anderer Menschen.

Diese Ergebnisse der beiden zunächst gleichwertig zu betrachtenden Möglichkeiten bedürfen nun einer Interpretation. Somit sollen deskriptiven Optionen eine normative Dimension verliehen werden. Da der Mensch der Gegenstand ebendieser Überlegungen ist, kann klarer Weise keine kategorisch geltende, richtige Entscheidung getroffen werden. Zunächst muss eine Prämisse getroffen werden: die angenommene Rezeption des Menschen und das Menschenbild anhand dessen die Bewertung vorgenommen wird. Dementsprechend ist ebenfalls die Auflösung eine andere. Nach kantischem Menschbild wäre klar die Beibehaltung der Werte zu wählen, da der Mensch „grobe Naturanlagen zur sittlichen Unterscheidung“ hat und eine Welt ohne Werte

einbarungen und Erwartungen sind dadurch fundiert, dass bestimmte Werte als solche anerkannt und einen Grundkonsens bilden. Wenn Werte heute erhalten bleiben, bleibt es auch unsere Welt wie wir sie kennen. Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass die Existenz von Werten nicht auch deren Erfüllung garantieren; in unserer Wertewelt existieren Übel und viele Probleme der Moderne resultieren erst aus der Diskrepanz von Werten. Als stereotypisches Beispiel sind interreligiöse Konflikte zu nennen, die als fundamentalste solcher Wertekonflikte verstanden werden. Doch holistisch betrachtet überwiegt die intragesellschaftliche einende Funktion der Werte ihre intergesellschaftlich spaltende Funktion. Der Mensch hätte ein geregeltes und gesichertes Leben, welches er unter bestimmten Einschränkungen ausleben könnte. Gesellschaft, der Gesetze hierarchisch übergeordnet sind, würde eine Anarchie, die sich keine Bürden von kulturellen Gesetzen selbst auferlegt hat. Die einzige gültige Regel wäre die Gesetzmäßigkeit des Stärkeren; ohne fremdbezogene Werte, ist das Ich die unabdingbar zentrale Singularität, um welche herum sich alles andere anzuordnen hat. Daraus folgt eine Haltung, die unbedingt die eigenen Bedürfnisse durchsetzen will und

muss. Der Mensch hätte nichts mehr von dem, was wir heute unter „Menschlichkeit“ verstehen. Er wäre ein einziges Triebbündel, das auf den reinen Abbau von Triebspannungen aus ist. Genauso wie die Sicherheit der Moderne und ihrer Gesetze, wäre ebenso ihr unterdrückender Charakter und ihre Probleme Vergangenheit. Der Mensch hätte ein unregelmäßiges Leben, welches er frei von äußeren Zwängen einzig unter der Devise der Machthierarchie vollkommen frei ausleben könnte, jedoch ist er auch Gegenstand des freien Lebens anderer Menschen.

zwingendermaßen amoralisch und folglich abzulehnen sei. Diametral dazu wäre eine Abwägung anhand des Menschenbildes Nietzsches; durch den Hang zur Macht und die inhibitorische Rolle der Kultur wäre Amoralismus die konsequente Entscheidung.

Es wird klar, dass hieraus eine Sinnkrise entstehen zu scheint; da Menschenbilder stets nur Theorien sind und kein Faktum, gibt es hierbei keine zu bevorzugende Vorstellung. In Rückbesinnung auf die eigentliche Leitfrage, „Brauchen wir heute noch Werte?“, wird klar, dass der Zeit und somit auch Praxisbezug ebenfalls eine solche Diskussionsgrundlage erfordert. Und der am besten die Realität abbildende anthropologische Ansatz, es sei von Erkenntnistheoretischen Disputen abgesehen, denn es wird reine Empirie behandelt, wäre der des Menschen als Wesen mit Potential zum Guten, welches nichtsdestotrotz Eigeninteresse verfolgt und dadurch ebenfalls Leid entgegen dem Guten durchsetzen kann. Unter Betrachtung eines solchen Menschenbildes, folgt, dass die Kultur mit ihren Werten das Potential des Menschen zum einen fördert, zum anderen einen zweckrationalen Vorteil von Sicherheit, Bedürfniserfüllung und Geselligkeit bietet. Eine Abschaffung jeglicher Werte wäre für ein solches Wesen nur für die Speerspitze der Stärksten vorteilhaft, nicht jedoch für die Gattung Mensch. Daraus folgt, dass angesichts unserer heutigen globalisierten

und vernetzten Welt Werte unumgänglich und zwingend notwendig sind, um uns alle zu schützen – vor uns selbst und allem äußerem. Denn Homo Sapiens braucht Kultur; Kultur braucht Werte; Homo Sapiens braucht heute Werte.

Summa summarum hätte Nietzsche eventuell seinen Gehstock aus Ebenholz bei Seite legen sollen und einen Blick in die Realität und auf die Menschen um ihn herum werfen sollen; statt ecce homo hätte ihm ecce civis einen andächtigen Wert verliehen.

Literatur

Nietzsche, F. (1889). Götzen-Dämmerung oder Wie man mit dem Hammer philosophiert. Verlag von C. G. Naumann.

Was ist Aufklärung – Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht [1784], Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1985, S.44-45

|| BRAUCHEN WIR HEUTE NOCH WERTE?

von *Sophie Faßhauer*

Heutzutage sind Werte lediglich ein scheinbar unentbehrliches Konstrukt, dem ich seine Notwendigkeit innerhalb unserer Gesellschaft entsagen möchte.

Die Frage „Brauchen wir heute noch Werte?“ ist multiperspektivisch. Multiperspektivisch sei als die mögliche Betrachtung aus verschiedenen Perspektiven zu verstehen, da verschiedene Annahmen und die Priorisierung dieser innerhalb der Perspektiven zu unterschiedlichen Erkenntnissen führen. Denn die eigentliche Frage erkundigt sich einerseits nach einer Definition von Werten und ob diese notwendig seien, aber lechzt gleichzeitig nach der Frage der Erfüllung der Vollkommenheit ebenjener implizierten Notwendigkeit, wenn diese existiere oder unerreichbar sei.

Eine Definition von Werten ist aufgrund der Vielfältigkeit der Expression der verschiedenen Arten ebenso multiperspektivisch wie die Frage selbst. Betrachtet man die Etymologie, gibt es den lateinischen Ursprung (lat. *valere*: „wert sein, gelten“) sowie den griechischen (griech. *axios*: „was Wertschätzung verdient“), wobei letzterer eher auf die philosophischen Betrachtungen Platons verweisen würden, nach dem eine „Lehre der Werte“ existiere, die nach dem Guten strebe und jegliches Handeln leiten solle. Diese Lehre beruht auf seinem erkenntnistheoretischen Ansatz der Ideenlehre, demnach das Ziel jedes Individuums das Rückerinnern, das Begreifen der wahren Wirklichkeit beschreibe. Diese Wahrheit sei vollkommen.

Von dem Werteverständnis des Westens, das eher liberal und individualistisch geprägt ist, unterscheidet sich jenes, das in Ostasien vertreten war und ist. Dieses Verständnis der Werte basiert auf dem Buddhismus und Taoismus, demnach die Handlungsnorm das Angleichen an das Absolute, das Tao,

beschreibt. Nicht zu vernachlässigen ist jedoch der Konfuzianismus. Dessen Grundmauern bildet die Orientierung an den fünf Tugenden (gegenseitige Liebe, Rechtschaffenheit, Weisheit, Sittlichkeit, Aufrichtigkeit) und die Realisierung der „drei unumstößlichen Beziehungen“ (Unterordnung des Sohnes unter den Vater, des Volkes unter den Herrscher, der Frau unter den Mann). Doch als unvergessliche Persönlichkeit tritt Friedrich Nietzsche in seinem Spätwerk die „Umwertung aller Werte“ auf. In dieser wirkt Nietzsche zuerst als Kritiker, ja Verachtender jeglicher Werte.

Allerdings impliziert Friedrich Nietzsche in seinem Wettern gegen Werte nicht deren Nichtigkeit oder Wertlosigkeit, sondern kritisiert die völlig unzureichende Objektivität der bisherigen Wertsetzung, sodass er für einen Akt „höchster Selbstbestimmung“ plädiert. Dieser sei durch eine neue Gesinnung hinsichtlich der Werte, die statt dem Prinzip der Wertsetzung und Traditionen einzig dem eigenen Instinkt verpflichtet sind, zu erlangen. Denn ohne diese entscheidende Umwertung aller Werte, bleibe das Individuum in einem grausamen Käfig gefangen, der aus einer falschen Besinnung besteht. Am bedauernswertesten sei der darauf basierende Umstand, dass das Individuum keine Motivation hat, dem Käfig zu entfliehen. Ebenjener Käfig ist zweifellos traurig und trist, er sperrt das Individuum ein, raubt ihm jeglichen Willen zur Macht, indem er Freund und Helfer des Negativen, der Furcht, ist.

Die Gitterstäbe dieses Käfigs bestehen aus Täuschung. Gleichwohl ist das durch die Furcht geblendete Individuum geneigt, eigene Schwächen in Stärken umzudeuten.

Um aus dieser schlimmsten aller Täuschungen auszubrechen, muss das Individuum einzig und allein dem Positiven, dem Willen zur Macht, folgen. Es muss eine Umwertung aller Werte vornehmen.

Die eben genannten philosophischen Äußerungen eint, dass sie alle die Erkenntnis akzeptieren, dass Werte multiperspektivisch seien. Ebendiese Multiperspektivität birgt das einschneidende Problem, dass das Verständnis von Werten eher einem abstrakten Sammelbegriff, ja einem alle Assoziationen einenden, im Besonderen aber die positiven umfassenden, ähnelt und somit einem „Containerbegriff“ gleicht. Werte sind ubiquitär und evident, wobei man zwei wichtige Differenzierungen treffen muss. Zum einen existieren Werte für einige, dem Individuum, und Werte für alle, die Gesamtheit der Individuen. Zum anderen gibt es einen wesentlichen Unterschied zwischen einen Wert haben und ein Wert sein. Dieser Unterschied liegt in der Ursache und der Expression dieser.

Das Sein ist das Grundlegende, das zeitlich Unbestimmte, das, was im steten Wandel unwandelbar ist, während das Seiende nicht nur zeitlich, sondern auch räumlich bestimmbar ist. Es ist das Existierende, wobei dieses immer einen Teil des Seins enthält.

Infolgedessen besteht eine ontologische Differenz zwischen dem Sein und Seiendem. Gemäß der Annahme, dass von was der Wert auch ausgehen mag, es auf das Sein und das Seiende zurückzuführen ist, hat etwas einen Wert, wenn dieser durch davon unabhängige Maßstäbe bemessen werden kann, sodass ein Wert zugewiesen wird. Dieser ist stets relativ. Wohingegen etwas, was ein Wert ist, grundlegend das Sein und Seiende vereint und die Expression des Wertes durch die Eigenschaften des Seins und des Seienden zu Stande kommt.

Werte sind im ständigen Wandel, sowohl was die Intension, sprich den Inhalt, als die Extension, also die Reichweite, betrifft. Dies

ist auf das Fehlen der inhaltlichen Präzision zurückzuführen. Wenn der Wandel jedoch auf einer immer unschärferen Definition basiert, führt diese Spirale zur Ersetzung der erforderlichen inhaltlichen Präzision durch die Intuition des Individuums oder der Gesamtheit dieser. Die Intuition ist subjektiv sowie situations- und erfahrungsabhängig, d.h., dass sowohl die jeweiligen Individuen anders entscheiden, als auch andere Entscheidungen in anderen Situationen getroffen werden, da die Voraussetzungen, die zur Entscheidung durch die Intuition führen, verschieden sind. Wenn die Intuition die Basis jeglicher Entscheidungen und Erfahrungen bezüglich des Verständnis und der Anwendung von Werten ist, strebt diese entgegen der hauptsächlichen Funktion von Werten, nämlich der Orientierung. Die daraus resultierende Orientierungslosigkeit endet in einer Stagnation des notwendigen Wandels der Werte aufgrund einer vorhergehenden Entwertung der Werte durch den Verlust der Evidenz. Jeder geltende Wert einer Gesellschaft sollte jedem Subjekt evident, wie eine von Freude (hēdonē) motivierte Maxime, sein. Gleichzeitig ist die Annahme, nach der Intuition zu handeln oftmals fehlerhaft. Umso mehr man meint, was nach Kant subjektiv und objektiv unzureichend ist, nach der Intuition zu handeln, desto mehr entspricht diese Meinung nicht der Intuition selbst, sondern dem Streben nach dem größten Nutzen, der rein egoistisch ist. Normalerweise ist die Intuition jedoch nur insoweit egoistisch geprägt, dass keine existenzgefährdenden Folgen eintreten.

Darüber hinaus ist die Intuition durch das Gewissen, die urteilende, nach dem Allgemeinwohl strebende Instanz, geprägt. Wird dieses Urteil durch Täuschung mittels übermäßigen Egoismus beeinflusst, tritt die eigentliche Intuition zurück, woraus schlechtere Handlungen resultieren. Werte sind eng mit Normen doch überaus enger mit Tugenden verwoben. Normen sind der Inbegriff der Anwendung von Werten. Tugenden hingegen beschreiben die Ausübung von wertorientierten, tugendhaften, ja alleinig dem Guten

entgegenstrebenden Tätigkeiten. C. Schmitt äußerte sich folgendermaßen über das Verhältnis von Werten und Normen:

„Wer Wert sagt, will geltend machen und durchsetzen. Tugenden übt man aus; Normen wendet man an; Befehle werden vollzogen; aber Werte werden gesetzt und durchgesetzt.“

Doch worauf beruht diese Feststellung? Ich bin der Auffassung, dass dies auf der Unterteilung des Ethos basiert. Das Ethos beschreibt, dass jegliche Subjekte, bestimmte Sitten als dauerhaften Maßstab für ihr Handeln anerkennen. Dieser wird in Phänomenales und Transphänomenales untergliedert. Das Phänomenale, sprich das Empirische, hat eine appellative Wesensart. Es äußert sich durch Bräuche und Normen der Gesellschaft, die auf Einigungen innerhalb der Gesellschaft, also moralischen Maßstäben und Sitten, fußen. Das Transphänomenale, also jenseits des Empirischen aber auf dieses fokussiert, beschreibt eher den Charakter, die Tugend, ja die Überlegungen.

Transphänomenales ist auf die Moralität und Sittlichkeit zurückzuführen. Diese beurteilen die Qualität des Handelns, das sich in einem unbedingten Anspruch des Guten verpflichtet weiß. Wissen ist hier nach Kant als sowohl subjektiv als auch objektiv hinreichend definiert. Das Phänomenale hat Einfluss auf das Transphänomenale, jedoch revolutioniert das Transphänomenale das Phänomenale.

Das Transphänomenale äußert sich nicht nur im Ethos, sondern auch im Gewissen. Diese urteilende Instanz hat das Gute als Ziel. Auch das Gewissen selbst ist transphänomenal und setzt sich aus dem Glauben, also dem Gegensatz aus Liebe und Sünde, sowie der Moralität, zusammen. Folglich sind sowohl das Transphänomenale als auch das Phänomenale notwendig.

Werte selbst sind innerhalb des Phänomenalen zu verorten, wohingegen

Tugenden dem Transphänomenalen zuzuordnen sind.

Letztlich schließe ich mich Friedrich Nietzsches Annahme an, dass Werte notwendig seien, wenn sie nicht unzureichend wären. Meine Begründung folgt jedoch konträren Annahmen.

Werte haben durch den ständigen Wandel eine hinreichende Unschärfe gewonnen. Sie sind zu einem Containerbegriff geworden, der weder dem Wertobjektivismus noch dem Werts subjektivismus gerecht wird.

Der Wertobjektivismus ist der „moralische Realismus“. Hier sind Werte als subjektunabhängige Eigenschaften, die nur von diesem erfasst werden müssen, definiert. Der Werts subjektivismus gilt für das Individuum selbst und nicht an sich. Um verwirklicht zu werden, muss ein Bewusstsein existieren, dass werterkennend, wertverwirklichend, ja wertsetzend ist, indem eine Abhängigkeit bestehe. Wenn Werte weder dem Wertobjektivismus noch dem Werts subjektivismus gerecht werden, tritt das einschneidende Problem der Entwertung durch Unschärfe auf. Es fehlt die durch Freude motivierte Evidenz des Werteverständnisses, das Werte zu Maximen werden lässt. Dies ist ein Problem, da Werte nur Orientierung bieten können, wenn sie als Teil des Phänomenalen mit dem Transphänomenalen im Dialog stehen, da nur durch die Wechselwirkung zwischen Phänomenalen und Transphänomenalen, das Phänomenale einen Trieb zum Transphänomenalen hin entwickelt. Durch die fehlende Präzision der Orientierung des Phänomenalen, also der Werte, entstehen Missverständnisse im Dialog.

Überdies prangere ich die fehlende kritische Distanz gegenüber Werten an. Gerade weil Werte auf Interpretationen von Werten beruhen, muss ein Hinterfragen der Werte unaufhörlich andauern, da Fehler sonst Grundstein für die nächste Interpretation sind. Diese Interpretationen sind notwendig,

um dem praktischen Nutzen gerecht zu werden. Nichtsdestotrotz sind sie durch die egoistischen Triebe des Menschen höchst fehleranfällig. Eine vollkommene kritische Distanz, die durch vernunftgeleitetes Hinterfragen geprägt ist, würde die Fehler minimieren. Doch Werte dienen der Orientierung des Individuums und der Gesamtheit dieser, sodass jede Handlung daraus abgeleitet werden sollte. Bestehe dennoch eine kritische Distanz zwischen dem Individuum und Werten, würde eine Vertrauenslücke entstehen, da das Anzweifeln dem bedingungslosen Vertrauen in die Funktion der Orientierung im Weg steht.

Die Funktion der Werte kann also niemals erfüllt werden, da eine kritische Distanz notwendig wäre, diese aber zu einer wesentlichen Verminderung der Funktion führen würde.

Doch was kann stattdessen die notwendige Orientierung bieten? Würden Werte als notwendig, aber unzureichend erkannt, könnte man diese nicht so interpretieren, wie sie dem egoistischen Nutzen zugutekommen. Würde man sich am Transphänomenalen, der übergeordneten Instanz orientieren, der Orientierung des Phänomenalen selbst, entspräche dies dem Streben jedes Individuums zum Guten. Demzufolge brauchen wir keine Werte, sondern ein größeres Bewusstsein für das Gewissen, indem ein größeres Bewusstsein der Tugenden, der Umsetzung des Gewissens, entsteht.

Literatur

Philosophischer Grundbegriff: Wert (philomag.de)

Schmidt, H. & Schischkoff, G. (1991). Philosophisches Wörterbuch (23., Aufl.). Kröner, A.

Wildfeuer, A., Kolmer, P., Baumgartner, H. M., Wild, C., Krings, H., Hoglebe, W., Honnefelder, L., Horn, C., Kluxen, W. & Vossenkuhl, W. (2011). Neues Handbuch philosophischer Grundbegriffe: In drei Bänden (Set) (1. Aufl., Bd. 3). Verlag Karl Alber.

|| BRAUCHEN WIR HEUTE NOCH WERTE?

anonym

Um diese Frage zu beantworten, bietet es sich an, den Begriff „Werte“ zunächst zu definieren. Werte können zwar auch von Individuen vertreten werden, meist sind es aber tradierte Überzeugungen oder Moralvorstellungen, die einen gewissen Konsens in einer Gesellschaft oder sozialen Verbindung genießen. Fasst man Werte so auf, dann impliziert die gestellte Frage, dass es in einer zunehmend pluralistischen und individualisierten Gesellschaft möglich scheint, auf Werte, das sind konsensbasierte Moralvorstellungen, zu verzichten. Dieser Essay wird zeigen, warum dies eine fehlgeleitete Position ist und außerdem darlegen, weshalb Werte nicht nur nützlich, sondern unerlässlich für das Funktionieren einer Gesellschaft sind.

Werte haben meist einen solchen Charakter, dass sie eine gewisse Richtschnur in moralischen Fragen bieten. Sie präsentieren überlieferte Schablonen für Richtig und Falsch, um es etwas schärfer zu formulieren, Gut und Böse. Oft lässt sich in diesem Zusammenhang vernehmen, dass Werte ja lediglich von Religion und Tradition beeinflusste aber überflüssige Regeln des Zusammenlebens und der Moral und daher in einem modernen Staat unbrauchbar seien. Ich glaube jedoch, dass man den Werten hier ein gewisses Unrecht tut. Es mag sein, dass gewisse Moralvorstellungen der Religion heute aus der Zeit gefallen sind und es möglicherweise wirklich keinen Anlass mehr gibt, ihnen Folge zu leisten. Das Problem nur mit dieser Haltung ist, dass es Werte auf bestimmte Inhalte reduziert. Dabei ist genau das nicht, was Werte eigentlich ausmacht. Nähme man an, dass Werte, als konsensbasierte Regeln, heute völlig überflüssig wären, so würde man Folgendes automatisch implizieren: Eine Gesellschaft oder Gruppe wäre nicht mehr in der Lage, sich auf bestimmte Moralvorstellungen zu

einigen. Ein Wert kann nur dann seiner begriffsstiftenden Funktion nachkommen, wenn er von Menschen als richtig beziehungsweise wahr betrachtet wird. Kann sich kein Wert herausbilden, kann eine Gemeinschaft keinen Konsens erreichen, hätte dies gravierende Folgen hinsichtlich der Kategorien Gut und Böse. Menschen bestimmen den moralischen Gehalt einer Handlung, in dem sie ihn mit einer Kategorie, einen Wert, abgleichen. Ein Mord ist deshalb moralisch verwerflich, weil er den Wert des Lebens und der Würde unterminiert. Ist es jedoch nicht möglich den moralischen Wert, der einer Handlung innewohnt, konsensfähig zu bestimmen, so fehlt auch jegliche praktische Handhabe, diesen anzuprangern. Wäre es beispielsweise nicht überwältigender Konsens in den meisten Staaten dieser Erde, dass der Mord ein strafwürdiges Verbrechen ist, bestünde also der tradierte und seit langem gehegte Wert des Lebens eines jeden nicht, so könnte zwar ein einzelner für sich erklären, dass der Mord ein Verbrechen sei, aber eine Gesellschaft könnte diesen Mörder nicht verurteilen, da sie sich nicht auf einen ethischen Kern einigen könnte. Eine Aufhebung aller Werte käme einer Aufhebung der praktischen, aber selbstverständlich nicht theoretischen, Differenz zwischen Gut und Böse gleich. Es erscheint unmöglich Handlungen zu verurteilen, die nur von einer Minderheit als strafwürdig empfunden werden; es sei denn, Willkür soll zum Tragen kommen. Am Ende stünde ein System, welches Verbrechen nicht mehr ahnden könnte. Ein solches System, welches die Grenzen zwischen richtig und falsch verwischt, ist ein neben seiner moralischen Zweifelhaftigkeit zumindest instabil. Ein Staat muss dann nämlich zwangsläufig die Verpflichtung missachten Leben, Eigentum und Würde zu schützen. Seinen Strafverfolgungsbehörden

muss es verboten sein, Verbrechen, nun einfache Handlungen, zu verfolgen. Es liegt nahe, dass dies zu anarchischen Zuständen führt, in denen sich ein jeder am Leben und Wohlstand anderer Menschen vergeht.

Werte bieten nicht nur einen fast unerlässlichen Kompass hinsichtlich dessen, was falsch ist, an, sondern können auch persönlichen Antrieb und Ehrgeiz hervorrufen. Mangelt es hingegen an Werten, so fehlt auch die Motivation, sich für etwas einzusetzen. Wenn man lediglich begrenzte Anerkennung und Unterstützung erhalten kann, weil sich nur wenige finden, die die gleiche grundlegende Überzeugung teilen, dann wird das allgemeine gesellschaftliche soziale Engagement zurückgehen. Wird dem Menschen die Möglichkeit genommen, sich seiner Leistungen in vollem Maße würdig zu empfinden und damit innerliche wie soziale Genugtuung zu erhalten, dann beraubt man ihn gleichzeitig eines wesentlichen Motors seiner Kräfte: Dem Bedürfnis nach Anerkennung und Stolz. Es ist denkbar, dass das Engagement für Meinungsfreiheit in einer Gesellschaft, in der das Grundrecht auf eben jene nicht

als fundamentale Unerlässlichkeit betrachtet wird, langfristig erodiert. Es wird ersichtlich, dass sich der Einsatz für sich selbst und andere als Irrweg präsentieren wird und daher zwangsläufig zurückgehen muss; dem Kämpfen für Ideale wird lediglich geringerer Wert beigemessen. Kurzum, eine Gesellschaft, welche von der Beteiligung ihre Mitglieder lebt, droht der Verlust sozialer Kohäsion und der Schritt in die Auflösung ebendieser, was einem Rückschritt in die Anarchie gleichkäme. Richtig ließe sich entgegen, dass es Menschen gibt, die aus rein altruistischen Motiven handeln. Obwohl dies grundsätzlich zutreffen mag, wird das Engagement derjenigen Menschen, die einer gewissen Anerkennung bedürfen, zusammenbrechen, sodass der insgesamt beobachtete Trend bestehen bleibt. Mehr noch: Das Streben nach Gerechtigkeit und Moral gälte als ein verfehltes und gleichzeitig verwerfliches, schließlich gäbe es keine

Moral, für die gestritten werden könnte. Vielmehr würde man dieses Engagement als sinnlos, übergriffig und damit unmoralisch erklären. Die Moral würde zur Unmoral; das Richtige zum Unrichtigen. Die Perversion der Moral würde zum moralischen Standard erklärt werden.

Beanstanden ließe sich nun, dass auch Werte verfehlt sein können und daher nicht per se Produkt wertvoller Moralvorstellungen sein müssen. Gleichwohl, ob nun historisch oder kontemporär, die Moral bis auf ein barbarisches Maß verzerrt wurde, ist das Festhalten an ihr überzeugender, als sich der Alternative zu unterwerfen. Gesellschaften, deren rechtliche wie ethische Verfassung Werte zur Grundlage haben, besitzen immerhin eine Chance auf konsensbasierte Entscheidungen und daher auf absolute Moralstandards, welche es erst möglich erscheinen lassen, Verbrechen auch als solche zu klassifizieren. Sofern die Moral in der Praxis nicht völlig zerfließen soll, und zumindest eine Chance auf eine stabile, konsensorientierte Gesellschaft bestehen soll, dann bedarf es einer gemeinsamen Grundlage; den Werten. Dass es dabei darauf ankommt, was genau diese enthalten, ist selbstverständlich.

Es zeigt sich, dass Werte existieren müssen, wenn der Mensch nicht totale Anarchie als seinen ständigen Begleiter erleben möchte. Eine moderne Gesellschaft, die gerade darauf angewiesen ist, dass sich ihre Mitglieder für sie interessieren und nicht mit totaler Ignoranz begegnen, bedarf eines Wertesystems, welches nachher noch näher beschrieben werden soll.

In diesem Sinne sind Werte auch unerlässlich für die Demokratie und ihre zu pflegende Kultur. Eine Demokratie kann dann und nur dann funktionieren, wenn sich der überwältigende Anteil der Bevölkerung ihren grundlegenden, freiheitsgarantierenden Prinzipien verschreibt. Dazu gehört die uneingeschränkte Souveränität des Volkes, jegliche Legitimation zurückzuführen sein

muss. Allein Werte ermöglichen eine Anerkennung dieser und anderer Prinzipien in vielerlei Hinsicht.

Erstens, weil die Schranken des Verträglichen durch die Werte festgelegt sind. Eine demokratische Kultur lebt davon, dass sie ihre Feinde erkennt. Daher ist es legitim, dass sie der Intoleranz mit Intoleranz begegnet und nicht davor zurückschreckt, diejenigen zu bekämpfen, die an ihrer Zerstörung interessiert sind. Wenn sie das nicht täte, dann wäre die Demokratie schnell dem Untergang geweiht. Ist dieses Prinzip der Intoleranz und strafrechtlichen Verfolgung gegenüber denjenigen, die die Ordnung abschaffen wollen, in den der Kultur innewohnenden Werten verankert, so erkennt man, dass diese nicht nur nützlich sind, damit eine Demokratie bestehen kann, sondern gänzlich unerlässlich: Denn andernfalls macht man es den Gegnern eines offenen und demokratischen Staates sehr leicht, ihn anzugreifen. Eine Demokratie lebt daher von gewissen unumstößlich und daher unangreifbaren Tatsachen. Es darf in einer Demokratie nicht möglich sein, zu planen, dem Volk seiner Souveränität zu berauben. Jedem Bürger muss qua seiner Existenz als Mitglied einer Demokratie bewusst sein, dass es Verhaltensweisen gibt, die eine Demokratie nicht tolerieren kann und daher bekämpft werden müssen. Dieses unerlässliche Gespür für Zutragliches und Unzutragliches kann aber nur dann tatsächlich existieren, wenn die allermeisten Menschen davon überzeugt sind, dass es grundlegende Regeln und sinnvolle Verbote gibt. Dafür bedarf es der Werte. Jeder Bürger muss erkennen können, wann die Demokratie wesentlich gefährdet ist, um sie verteidigen zu können. Möchte eine Gesellschaft auch hier einen Konsens erreichen und möchte sie sich darauf einigen, welche Ideologie eine Gefahr für das Fortbestehen der Staatsform Demokratie darstellt, was Voraussetzung für die Bekämpfung der Ideologie

ist, dann muss sie einen Wertekonsens haben. Die Werte konstituieren in diesem

Sinne konkrete, verbotene Inhalte, die aber auf das äußerste, verträgliche und sinnvolle Minimum reduziert werden sollten, um der Meinungsfreiheit ihren gebührenden Rang einzuräumen. Das bedeutet eben nicht, dass Werte einen Konsens in vielen Thematiken unmöglich erscheinen lassen, sondern, dass sie Grundlage sind, auf der sich demokratietreue Ansätze entwickeln können.

Zweitens, weil Demokratie von Kompromissen lebt: Die Herrschaft des Volkes impliziert auch eine Herrschaft des Kompromisses. Denn ein Volk kann, da es aus verschiedensten Individuen besteht, nicht eine homogene Meinung vertreten, jedenfalls dann, wenn man sich frei äußern kann und so gilt auch hier, dass implizit verständlich sein muss, dass die eigene Position nicht immer vollständig umgesetzt werden kann, muss oder soll. Gleichzeitig bedarf es, wie bereits gezeigt, gewisser Haltungen, die alle Menschen teilen müssen, damit eine Demokratie dauerhaft Bestand haben kann. Eine Demokratie verlangt von ihren Individuen, die alle persönliche Meinung besitzen – und dies auch zu Recht – einen undiskutablen Grundsatz, der da heißt, dass man durchaus das Recht hat, seiner Meinung im Rahmen der Verfassung kundzutun, aber stets die verfassungstreue Meinung anderer mindestens in einem solchen Maße beachten muss, dass es unzulässig wäre, sie gewaltsam zu bekämpfen. Werte sichern also auf der einen Seite den Fortbestand des Systems Demokratie, indem sie gewisse unerlässliche Grundsätze vorschreiben und auf der anderen Seite sind sie Garanten für eine möglichst offene und robuste Konsens- und Streitkultur. In diesem Sinne ist eine gewisse Affektkontrolle unabdingbar in einer Demokratie, die davon lebt, dass jeder frei seine Meinung äußern kann, ohne befürchten zu müssen, gewaltsam unterdrückt zu werden. Da man dies den Menschen nicht einfach so mitteilen, oder in Werbekampagnen vermitteln kann, bedarf es überlieferter Prinzipien. Wenn man die Effektivität der Erziehung mit anderen Mitteln der Überzeugung und Meinungsbildung

vergleicht, so scheint die Erziehung die mit am meisten geeignetste. Was schnell nach Indoktrination klingt, ist eigentlich eine Erziehung zu demokratischen Werten. Wenn ein Kind in dem Bewusstsein aufwächst, dass es andere Menschen gibt, auf die es Rücksicht zu nehmen hat; dass es eines Tages, seine Stimme geltend machen können wird und dass es Minderheiten gibt, die es zu schützen gilt, dann wird dieses Kind mit hoher Wahrscheinlichkeit ein Kämpfer für die Demokratie und gegen totalitäre Staatswesen sein. Gäbe man dem Kind diese demokratischen Werte nicht mit, so würde sich eine spätere Sozialisierung durch Aufklärung komplizierter gestalten. Besonders in jungem Alter vermittelte Werte sind hinsichtlich der Erziehung zu rechtschaffenen und überzeugten Demokraten effektiv. Dass die Familie, in der Intimität und Vertrautheit am größten sind, dabei entscheidend im Vermittlungsprozess ist, wirkt evident. Aber man möge sich vorstellen, was es bedeuten müsste, wenn eine Familie keine Werte mehr vermitteln könnte. Nicht nur ginge die Erziehung hin zur Demokratie wesentlich verloren, sondern das Konstrukt, das aufgrund der Erziehung selbst unerlässlich ist, verlöre an Ansehen und Wesenskern. Familie ist Grundvoraussetzung für Erziehung. Denn Wesen einer Familie ist gerade die Attraktivität des gemeinsamen Austausches, dem Zusammensein mit Menschen, deren Meinung man vielleicht nicht teilt, aber zumindest so sehr achtet, dass jeder sie frei äußern kann. In anderen Worten: Die Demokratie benötigt die Familie, um aufrechte Bürger hervorzubringen. Die Familie benötigt in ihrem Wesenskern Werte, denn ohne Werte, ohne einen gemeinsamen Nenner, der die Familie hinsichtlich ihrer Ansichten zusammenschweißt, kann es sie nicht geben. Familie und Demokratie sind wechselseitig bedingt und ohne Werte undenkbar. In dieser Kette zeigt sich die Bedeutsamkeit der Werte.

Ein naheliegender Einwand könnte wie folgt lauten: Ersetzt man die Erziehung zur Demokratie durch Erziehung zu totalitärem

Gedankengut, dann ähnelt Erziehung schnell Indoktrination. Dies liegt allerdings in der Natur der Sache: Die Werte sind in diesem Fall ein Spiegelbild der Moral und insofern lassen sich auch fürchterliche Überzeugungen mittels Werten überliefern. Um das Ganze mit einem Beispiel zu untermauern, könnte man auf die Gründerväter des Grundgesetzes verweisen, die sich bewusst von einem nationalsozialistischen „Wertesystem“ abgegrenzt haben und sich der Demokratie verschrieben haben. Diese haben sich für demokratische Werte entschieden, weil ihnen die Schreckensherrschaft des nationalsozialistischen Regimes wohlbekannt war. Sie haben sich für etwas und nicht für etwas anderes entschieden, allerdings mit hinreichend guten und überzeugenden Argumenten. Werte also zur reinen Indoktrinationsfloskel verkommen zu lassen, scheint mir absurd. Es

geht wie immer darum, was gelehrt wird. Sie können missbraucht werden, sie können aber, mit treffenden Argumenten, auch für den Fortbestand weltoffener und menschenfreundlicher Staatssysteme genutzt werden. Dabei gilt, dass es, dank der Werte nämlich, möglich ist, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden. Es gibt gute und schlechte, hilfreiche und schädliche Werte. Eine solche Wertung der Werte wird es in einer Welt, wo nicht alles zum Relativismus verkommen ist, immer geben und hoffentlich zu Gunsten der Demokratie ausfallen. In einer Demokratie ließe sich allerdings einschränken, dass diese Werte sich weniger auf konkrete Inhalte als eher allgemeine Verfahrensfragen beziehen, wengleich, wie oben erläutert, das Verbot einiger demokratiefeindlicher Ideologien – wie das Verbreiten nationalsozialistischer Parolen – hinsichtlich ihrer Erheblichkeit kaum zu überschätzen sind. Ein vermittelter Wert sollte nicht die Befürwortung eines Tempolimits oder ihre Ablehnung, das Ja oder Nein zu Atomkraftwerk sein, sondern die Verpflichtung zu einer zivilisierten Debattenkultur, die Achtung des Rivalen hinsichtlich seiner Würde und der Einsatz

dafür, die Menschenrechte zu wahren, sein.

Ein gerechtes Strafsystem, welches Verbrechen angemessen sühnt, der Einsatz für Mitmenschen und der Kampf für Ideale sind ohne Werte undenkbar. Sie garantieren den Zusammenhalt und verhindern den Zusammenbruch einer Gesellschaft, sind unerlässlich für eine Demokratie, indem sie Voraussetzungen für entscheidende Prinzipien wie einer vernünftigen Debattenkultur schaffen, und ermöglichen erst die Erziehung hin zu rechtschaffenen Bürgern, welche den demokratischen Geist in die nächste Generation tragen werden. Letztlich steht der dringende Appell, Werte

nicht überholten Traditionen gleichzusetzen und beide gleichermaßen für Produkte der Vergangenheit zu erachten, um sie aus der Gesellschaft zu verbannen. Jedem sollte bewusst sein, dass Werte geradezu die Voraussetzung für unsere moderne Gesellschaft sind und daher jede Auflösung der Werte droht, eine Auflösung der Gesellschaft hervorzurufen. Soll das verhindert werden, so müssen wir uns den Werten verpflichten.

IMPRESSUM

SchlossGedanken

Philosophiezeitschrift der Internatsschule Schloss Hansenberg

Redaktion:

Emilia Lampen, Felix Zimmermann, Florian Dick, Hannah Vogel, Maximilian Kohl, Nikolas Rohrmann, Paulina Hedler, Tom Kailing

Design:

Tom Kailing

Betreuende Lehrkraft:

Karl Voßkühler

Veröffentlichung:

Geisenheim, den 18.12.2021